

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 M. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Spediteure:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

N. 9.

Sonnabend, den 28. Februar 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Die innerpolitische Lage.
— Das wahrscheinliche Fiasko der neuen 3prozentigen Doppelanleihe und dessen Ursache. — Die Hausbesitzer. — Aus Japan. — Die industrielle Entwicklung Russlands. — Die veränderte Politik der amerikanischen Sozialisten. — Ueber die Brodpreise in Berlin. — Literarisches.
Gedicht. — Novelle. — Der russische Markt. III. — Fortschritt der Technik und Kapitalkonzentration. — Aus dem freien Amerika. — Vom Reichstag.

Aus der Woche.

— so. — Gallerie militärischer Schindersknechte. In Bittau ließ der Unteroffizier Franz einen Soldaten beim Exerzieren ein großes Stück Eis auf den Kopf legen. Dasselbe mußte so lange auf dem Kopfe des Soldaten liegen bleiben, bis sich die Kopfrundung durch das Schmelzen des Eises darin eingedrückt hatte. — Nach der in Leer erscheinenden „Ostfriesischen Post“ sagte der Hauptmann Veyer zu den für zehn Tage einberufenen Landwehrmännern: „Ihr achtigen Ostfriesen fühlt euch am wohlsten, wenn ihr 4 Stunden auf eurem Mist und 4 Stunden auf eurem Torf sitzt. Nächstens werde ich euch Ochsen auf die Rindviehausstellung ziehen, wo ihr die goldene Medaille erhalten werdet.“ Die Landwehrmänner haben also ihr Fett weg bekommen. Was der Herr Hauptmann zu kriegen kriegt, darauf sind wir neugierig. Bis jetzt hat es immer geheißen, daß auf den Viehausstellungen die Herren Ochsenzüchter die Preise bekommen.

— In Durham (England) feiern 10 000 Bergleute. Die Erregung unter den Kohlenleuten stieg besonders dadurch, daß Londonderry die Feiern den allgoleich aus ihren Wohnungen werfen ließ. Wieder ein Beweis dafür, welchen Werth das Gesalbader vom „eigenen Heim“ für den abhängigen Arbeiter eigentlich hat. Trotzdem werden alle „Philantropen“ fortfahren das Arbeiterhaus weiter als Allheilmittel der sozialen Noth auszuposaunen. Gegen deutsche Professoren kämpfen Götter selbst vergebens.

— Was kann aus Finsterwalde Helles kommen? In selbem Städtlein hat die Polizeiverwaltung ein in einer gegnerischen Versammlung auf die Sozialdemokratie ausgebrachtes „Hoch“ mit 15 Mark Strafe belegt. „Pöbn“ nennt man so etwas in Finsterwalde, und vermutlich meint man, jetzt sei man voll und ganz zur altdeutschen Rechtsprechung zurückgekehrt. Ist dem so, dann haben wir Hoffnung das Wiederaufstehen der hochnothpeinlichen Halsordnung Karolus des V. zu erleben. Eine Frage: Ist in Finsterwalde der Cantus verboten: „Daß in Wald finster ist, machen die Tannäst.“

— In Serbien ist das bisherige Ministerium abgetreten, Nicola Pasitsch hat die Neubildung des Kabinetts übernommen, in welches Tauschanovic als Minister für Volkswirtschaft eingetreten ist. Beide Männer sind Sozialisten. (Werden's jetzt wohl nicht mehr lange sein. D. Red.) Wenn Pasitsch in den letzten Jahren Verbindungen mit den Panflavisten angeknüpft hat, so resultirt dies aus der eigenthümlichen politischen Stellung Serbiens. Die zwei neuen Minister haben deutsche Hochschulen besucht. Pasitsch ist von Haus aus Ingenieur, Tauschanovic Journalist und Nationalökonom; den ersteren ließ König Milan zum Tode verurtheilen, der letzte schmachtete lange im Gefängnisse. Wie die Dinge jetzt liegen, sind die Tage des serbischen Herrscherhauses gezählt.

— Die Agrarier behaupten, daß durch die Viehzölle und die Viehsperre, die Fleischpreise in keiner Weise in die Höhe geschwollen wurden. Nun kommt aus Neustadt in O. Schl. die Nachricht, daß dort im Jahre 1890 333 Pferde geschlachtet wurden, mehr Stücke als Ochsen und Stiere zusammengenommen. Die Neustädter haben sich wohl erinnert, daß sie echte Germanen sind und wollten es in Pferdefleisch ihren Vorfahren gleichthun.

Daß diese Bethätigung eines echt nationalen Strebens gerade mit der Zeit zusammenfällt, in welcher die Grenzsperrung eingetreten war, dafür können natürlich die armen Großgrundbesitzer nichts. In Berlin giebt's keinen Nothstand, darüber sind wir belehrt worden. Vom 1. April bis Ende Dezember 1890 sind hier 21 799 Rinder, 8 808 Kälber und 34 797 Hammel weniger geschlachtet worden als im Vorjahre. Der Fleischansatz für das vergangene Jahr beträgt 7 400 000 Kilogramm. Warum die Berliner Arbeiter wohl so wenig Fleisch gegessen haben? Aus reiner Bosheit natürlich. Oder vielleicht aus einem anderen Grunde? Wir erinnern uns im „Lokal-Anzeiger“ gelesen zu haben, daß heuer die Hasen so billig waren. Das wird's sein. Diese Feinschmecker werden sich wahrscheinlich an das Rezept gehalten haben, das einmal eine „höhere Tochter“ gab: „Was die Leute jammern, daß sie keine Brod hätten? Sollen sich Butterwecken kaufen!“

— Der Ausstand der Wiener Schuhmacher ist zu Gunsten der Arbeiter mit einer Lohnerhöhung beendet worden. Die Streitzeit war glücklich gewählt. Die Frühjahrsaison beginnt und die Wahlbewegung ist im vollen Zuge. Um diese Zeit strahlen alle liberalen „Arbeitgeber“ nur so von Arbeiterfreundlichkeit. Sie hätten ihr ganzes Wahlgeschäft verdorben, hätten sie sich den Forderungen der Schuhmacher gegenüber bodbeinig erwiesen. Die österreichische Wahlbewegung zeigt sonderbare Erscheinungen. Die Liberalen gehen mit „Sozialreform nach deutschem Muster“ auf den Stimmenfang, in Antisemiten zersplittern in ein halbes Schod Fraktionen. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann die antisemitischen Kleinbürger und Handwerker im sozialistischen Lager zu finden sein werden. Die Anhänger Schönerers nehme ich hier aus; das sind in der Welle gefärbte Reaktionäre. Die hauptsächlich in Nordböhmen, Wien und einigen Theilen der Alpenländer lebenden revolutionären Sozialisten haben Stimmenenthaltung proklamirt.

Im Lande Sachsen, wo sonst die scharfen Verordnungen wuchsen, scheint ein anderer Wind zu wehen. Die Kreishauptmannschaften haben zwei zu Grimma und Pirna erfolgte Verbote sozialdemokratischer Versammlungen als nicht gerechtfertigt erklärt: „Es sei doch nicht schlechthin undenkbar, daß sozialdemokratische Lehren und Grundsätze auch einmal in einer Weise vorgetragen würden, von denen sich nicht ohne Weiteres behaupten lasse, daß sie zu Gesetzesübertretungen oder Unsitte auffordern, oder eine hierauf gerichtete Tendenz sofort augenfällig erkennen ließen. Alsdann, freut euch, Arbeiter, in Sachsen hat man eine gute Meinung von euch!“

— Die sozialdemokratische Fraktion hat Verstaatlichung des ganzen Apothekerwesens beantragt. Wie gerechtfertigt dieses Vorgehen ist, erhellt aus folgenden Thatfachen. In Krefeld und Langendreer wurden je eine Apotheke, die eine zu 350 000 Mark, die andere zu 360 000 Mark verkauft. Wer macht aber diese Apotheken zu so profitablen Geschäften? Die Arbeiter, die kranken Arbeiter. Gerade durch das Krankentassengesetz ist der Werth einer Apothekenkonzession gestiegen. Die Inhaber haben jetzt durch die Kassen eine Garantie, daß sie Bezahlung erhalten müssen. Und die Arbeit, die sie leisten mußten, um diesen „Mehrwert“ einzustreichen?

— Pastor Ernst Klein veröffentlicht folgende Daten über die Noth der Weber im Culengebirge. — Nach den Untersuchungen der Kommissionen, welchen er angehörte, verdienen von den Hauswebern:
30% in 8 Arbeitsst. 7,50 M. Brutto, 5,85 M. Netto, also in 1 Tage = 73 Pf.
50% „ 8 „ 6 „ „ 4,35 „ „ 1 „ = 54 „
20% „ 5 „ 2,50 „ „ 1,25 „ „ 1 „ = 25 „
Von dem Bruttolohne ist der Lohn des Spulers abzuziehen. Die Arbeitszeit dauert von früh 5 Uhr bis nachts 10 Uhr. Die Familie rechnet Klein durchschnittlich zu 6 Köpfen. Sie sollen alle von dem Hungerlohne satt werden. So zu finden zwei Dezennien nach den glorreichen Jahren 1870 und 1871, im sechsten Jahre der Sozialreform.

— Der frühere Polizeikommissar Schön aus Sommerfeld wurde vom Schwurgericht zu Guben wegen wissentlichen Meineides in zwei Fällen zu 6 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Derselbe verbüßt zur Zeit eine vierjährige Zuchthausstrafe wegen desselben Deliktes. Ein netter Wächter der Zucht und frommen Sitte. Vielleicht wäre es interessant zu erfahren, wie sich der Herr während des Sozialistengefanges benommen hat.

— Bourgeoisimoral. „Ein junger Arzt wünscht sofort ein freundliches Mädchen zur Aufwartung und zum Empfang von Patienten in seiner Abwesenheit. Bedingungen: Schreibgewandtheit, hübsches Neuher und keine groben Hände. Täglich zwei Stunden.“ Der Mann, der dieses Inserat erließ, war kein Arzt, sondern ein Kaufmann und — wie sagen wir doch nur gleich, um nicht in die Fänge des Konfiszirapparates zu kommen — Mädchensänger. Er wurde in seinem Absteigquartier auf freier That ertappt. Nebstbei besah er noch eine zweite Wohnung, welche er zeitweilig seinen Freunden überließ. Auf seine Annonce waren 127 Angebote eingelaufen. — Das deutsche Reich war nicht im Stande, die Auslieferung des Leipziger Millionenbiebes Winkemann zu erreichen. Jetzt kommt aus Buenos-Ayres die Kunde, daß der Fuchs, der bis dahin auf der dortigen Börse gespielt und ein flottes Lebemannleben geführt, aus der Stadt verduftet sei. Wird sich vielleicht ein brasilianisches Rittergut beigelegt haben. Die guten Leipziger aber können ihre Forderungen endgiltig in den Rauchfang schreiben.

— Wieder einer! Der mysteriöse Tod des belgischen Kronprinzen soll durch die Kugel eines eifersüchtigen Herrn herbeigeführt sein, der den zukünftigen König bei seiner Wairesse traf. Ein Kronprinz soll nicht so knickerig sein, und seine Wairesse selber bezahlen.

Die innerpolitische Lage.

In dem letzten Jahre hat die Geschichte in Deutschland schnelle Schritte gemacht. Unter Bismarck und dem alten Kaiser war die Entwicklung langsam, sehr langsam vor sich gegangen. Gänzlich ohne Verständnis der Verhältnisse hatte Bismarck weiter nichts gewußt, als das Proletariat mit der Krute niederzuhalten und für sich und seine Klassengenossen aus dem allgemeinen Säckel Extraprofite einzustreichen. Das war die ganze Staatskunst gewesen.

Unzweifelhaft hätte man nach diesem Rezept nicht mehr länger weiter regieren können. Namentlich die Vertheuerung der Lebensmittel war es, welche auch den ruhigsten und demüthigsten Proletarier empörte. Zwar der fromme, biedere Deutsche wird ja

nicht dreist und dreistier,
Setzt nicht den Respekt bei Seiten
Vor den hohen Obriheiten
Und dem Herren Bürgermeister;

und so äußerte sich diese Empörung nur in der denkbar devotesten Form des ungeheuren Anschwellens der sozialdemokratischen Stimmen bei der Wahl. Aber gerade diese ruhige, schweigende, sich den Gesetzen streng fügende Empörung mußte einen mächtigen Eindruck in den regierenden Kreisen machen. Man kennt ja dort das Volk nicht; man weiß nicht, wie zaghaft und geduldig es ist, wie ihm die Last, welche es seit Beginn der Welt trägt, jedes Selbstbewußtsein geraubt hat; und da die Furcht und das böse Gewissen der Reaktionäre auf der einen und ihre berechnende Verleumdung auf der anderen Seite in der Geschichte der großen Revolution ein grüseliges Schreckbild aufgestellt hat, so pflegen die Regierungen hinter jeder Volksbewegung in unheimlicher Freischügbeleuchtung diese blutdürstigen Ungeheuer zu erblicken, wie sie in der offiziellen Geschichte dargestellt werden.

Zwar das, was sie „Revolution“ nennen, nämlich ein Putsch, wäre ihnen gar nicht unangenehm. Da hätten sie die einfachste Lösung von der Sache. Die

Soldaten würden auf das Volk geschickt, und nach der zweimal erprobten Taktik der französischen Bourgeoisie würde man „die revolutionäre Kanaille“ durch einen gut applizierten und starken Oberlauf zur Ruhe bringen. Aber für diese Art Revolution waren eben die Arbeiter nicht zu haben. Sie waren so ruhig, sie ließen sich alles gefallen, sie äußerten ihre Empörung nur durch die Stimmenzahl. Die psychologischen Gründe konnte man nicht; und da man doch selbst genau wußte, welchen Schwindel der ganze Parlamentarismus vorstellt, und da man auch wohl den Arbeitern zutrauen mußte, daß sie die Komödie durchschauten — so konnte man sich die ganze Sache bloß durch eine besondere Tüde und Hinterlist des Proletariats erklären. Der große Bismarck, schlau wie immer, kam zuerst auf den geistreichen Gedanken: die Arbeiter thun jetzt bloß so, damit wir sie nicht fassen können; aber sie wollen bloß so lange warten, bis sie genug Leute haben und dann schlagen sie los, bauen Guillotinen und fangen an mit dem Theilen.

„Sie warten bloß, bis sie genug Leute haben“, das war die Erklärung und das war der Gedanke, der Allen die bleiche Furcht einflößte. Um Himmelswillen! Wenn sie erst genug Leute haben, so wird die französische Revolution von Professor Schmidt noch einmal aufgeführt. Schrecklich! Was soll man machen!

Das Bismarck'sche System hatte die Gefahr nur noch beschleunigt, statt sie zurückzuhalten. Das Sozialistengesetz, so furchtbar es uns auch geschädigt hat, und eine so vorzügliche Waffe es gegen uns gewesen wäre — es wurde in seiner Wirkung unschädlich gemacht durch den immer stärker werdenden sozialen Druck. Die Logik des Hungers siegte über die Logik des Gefängnisses. Wären die zwei Jahrzehnte nach dem Krieg in eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs gefallen und hätte eine weniger engherzige Gesetzgebung den Arbeitern die Möglichkeit nicht genommen, an diesem Aufschwung Theil zu nehmen, so würde das Sozialistengesetz Wunder gewirkt haben. Aber als Deutschland mit auf den Plan der großkapitalistischen Länder trat, war schon die goldene Zeit der Geschäfte vorüber; der Markt begann sich bereits zusammenzuziehen, und die älteren Länder mit ihrer Produktion hatten ihn bis jetzt vollkommen befriedigt. Daß Deutschland überhaupt in Konkurrenz zu ihnen treten konnte, wurde nur durch die erbärmlichen Löhne ermöglicht, welche durch die deutschen Unternehmer gezahlt wurden; mit diesen ging natürlich schlechte Waare Hand in Hand. Ein besonderer Aufschwung der Geschäfte trat bei der Lage des Marktes nie ein; es herrschte eine schleichende Krise, zuweilen unterbrochen durch eine kleine Besserung, aber eben so oft ansäuernd zur akuten Krise. Rechnet man nun noch zu diesen niedrigen und unsicheren Arbeitslöhnen den Druck der Steuern, nöthig wegen des Militarismus und zur privaten Bereicherung einzelner Gesellschaftsklassen, so ergibt sich natürlich, daß das Proletariat nicht ruhig sein konnte; auch wenn man den Sozialdemokraten durch das Gesetz den Mund schloß, die eigene Lage zwang die Proletarier zum Nachdenken; denn so weit waren sie schon gebildet, daß sie durch ihr Elend nicht zum Stumpfsein, sondern zur Revolution getrieben wurden. Und so kam es denn, daß trotz aller Verfehlung der Partei bei den letzten Wahlen sich anderthalb Millionen Wähler zur Sozialdemokratie bekannten.

Gewiß, wir sind die Letzten, das zu überschätzen. Wir wissen genau, daß der bei weitem größte Theil dieser Leute nicht Sozialdemokraten sind, daß unsere Lehren bei der großen Masse nicht durchdachtes geistiges Eigenthum sind, daß der Anschluß an uns bei den Meisten nur die Form ist, in der sie ihre revolutionäre Empörung zum Ausdruck bringen. Nun, und mit dem Wahlzettel macht man keine Revolution; es geht der herrschenden Gesellschaftsordnung, wie weiland König Ernst August:

„Weit besser, als alle Trabanten
Thut ihn beschließen der mangelnde Muth
Von unsern lieben Bekannten“.

Aber trotz alledem hat diese harmlose Aeußerung des unterthänigsten Unwillens außerordentlichen Eindruck gemacht. Bismarck, der Vertreter der Klassenpolitik, mußte fallen, mag nun der äußere Anlaß gewesen sein, wie er will; und die Regierung beschloß einen unfreiwilligen Witz zu machen und nicht mehr Interessenspolitik für die bevorrechteten Klassen zu treiben, sondern nur für sich selbst, was man „sozialmonarchisch“ nennt. Sie bildete sich ein, sie könne über den beiden streitenden Parteien stehen; und wenn sie auch nicht spekulierte, daß sie den Knochen selber verzehren werde, während sich die beiden anderen Hunde umher stritten, so hoffte sie doch wenigstens ihn „gerecht“ zu theilen, wobei sie auch ein Stück bekam.

Etwas Aehnliches hatte ja freilich schon Bismarck gemacht mit seiner Sozialreform. Aber man muß doch unterscheiden, daß Bismarck bewußt demagogische Absichten hatte und selbst an seine Sache nicht glaubte, während es der neue Kurs jedenfalls ehrlich und aufrichtig meint.

Natürlich stellte es sich sofort heraus, daß eine Stellung der Regierung über die Parteien unmöglich ist. Der Staat ist eben Klassenstaat, der preussisch-deutsche sogar noch schlimmer als Klassenstaat; und aus dieser Haut kann er nicht fahren, so gern er es auch möchte. Gegen Bismarck gab es keine Fronde. Selbst bei seiner „Sozialreform“ sah man sich mit verständnisvollem Lächeln an und klatschte Beifall; denn Fürst Bismarck vertrat überall die Interessen des Geldjades, des agrarischen wie des industriellen; er vertrat sie mit einer

Virtuosität, die Niemand vor ihm erreicht hat, so daß er sogar die an sich feindlichen Brüder fast zu einem Herz und einer Seele zusammenschmelzen konnte im Kartell. Aber der neue Kurs rief sofort eine Fronde hervor; fast instinktiv fühlten diese Leute, daß die Zeiten andere geworden waren; die Arbeitervorschläge, so geringfügig sie waren, und so gänzlich ohne nennenswerthe Opfer sie durchgesetzt werden konnten, riefen schon eine lebhaftere Opposition hervor; die Opposition richtete sich eben nicht gegen die Sache, die man sich von einem Bismarck hätte ruhig gefallen lassen, sondern gegen den Geist.

In der That, was ist zu machen? Argendwie muß man doch dem Kapital an den Stragen gehen, wenn man das gegenwärtige Programm vertritt! Man muß sich von der Schutzpolitik losjagen. Aber das trägt die tödtlichste Feindschaft der konservativen Grundbesitzer ein, die mindestens zur Hälfte ruhmirt würden durch eine solche Maßregel. Und schon bekommt ja auch die „Kreuzzeitung“ allerlei sonderbare Umwandlungen, welche ihre Königsstreue in wunderlicher Beleuchtung erscheinen lassen. Die alte Treue reicht eben bloß so weit, als sie den Geldbeutel füllt; wir, als Materialisten, wissen das, und erwarten daher nichts anderes; aber schlimm, wenn man sich idealistischen Illusionen hingiebt und weiter auf sie rechnet. — Man darf nicht untätig zusehen, wie sich die Großindustrie auf Kosten des Volkes bereichert; also gleichfalls Beseitigung der Zollschranken und namentlich Verbot der Kartelle; aber hier ist dieselbe Sache. Diese Leute waren ja früher größtentheils Republikaner; sie wurden erst monarchisch gesinnt, als sie sahen, daß sie im Reiche so gut verdienen konnten. Und solange sie ihre Profite bezogen, machten sie ihre Bündlinge und lekten Speichel. Nun, wir sehen, wie ihr Rücken steif wird, und wie sie mit edlem Mannestroy vor den Königssthrone treten und sagen: „Sire, gebt uns Profitfreiheit“; auch bei ihnen ist die Treue nur ein Beziehungsbegriff zum Geldbeutel. — Man muß endlich die sogenannten „berechtigten Forderungen“ der Arbeiter unterstützen. Aber damit bekommt man das Proletariat noch nicht zum Freund, denn desto dringender verlangt es natürlich die Erfüllung seiner „unberechtigten Forderungen“ — und wir versprechen, daß wir unser Bestes thun, um diese Forderungen lebendig zu erhalten; und außerdem vermehrt man wieder die Feindschaft der Kapitalisten, denen jeder erfüllte Wunsch der Arbeiter als ihnen abgezwaht erscheint.

So herrscht eine völlige Verwirrung. Die so harmlose Empörung des Proletariats am 20. Februar hat die Folge gehabt, daß die Regierung ganz dekoncentriert ist. Bis jetzt sind die Gegensätze noch nicht scharf hervorgetreten. Vielleicht lenkt sie noch wieder in die alten Bahnen ein, welche seit Bismarck's Abgang verlassen sind. Führt sie aber auf ihrem Weg fort, so wird ein allgemeiner, furchtbarer Kampf zwischen ihr und den „staats-erhaltenden“ Parteien entstehen. Viel kann das heilige deutsche Reich preussischer Nation jetzt ohnehin nicht mehr vertragen. Ein solcher Kampf würde es einfach an den Rand des Abgrundes bringen. Wer bei dem allgemeinen Chaos den Vortheil haben wird, das sind aber wir; die Zerstörung aller Autoritäten, die Vernichtung aller Macht wird nur allein uns zu gute kommen.

Das wahrscheinliche Fiasko der neuen 3proz. Doppelanleihe und dessen Ursache.

M. M. Nichts konnte den Verfall des Staatskredits deutlicher illustriren als das reformatorische Vorgehen des Finanzministers bei der Ausgabe von 450 Millionen 3prozentigen Anleihe, wie es in den letzten Tagen beobachtet werden konnte. Noch nie zuvor hat man zur Unterbringung einer deutschen oder preussischen Anleihe einen solchen Apparat in Bewegung gesetzt wie gegenwärtig Herr Miquel. Wer bei Aufrichtung des Deutschen Reiches in Versailles prophezeit haben würde, daß schon nach zwei Dezennien Anleiheoperationen des Reiches auf Schwierigkeiten stoßen würden, den hätte man auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen. So unantastbar sahen die Machthaber jederzeit den Kredit des Deutschen Reiches an. In dieses Dogma ist nun seit der Kreditoperation vom Jahre 1890, welche den winzigen Betrag von 129 Mill. 3/4 Proz. und 170 Mill. 3proz. Reichsanleihe umfaßte, Breche gelegt worden, und die Maßnahmen des neuen Finanzministers zur Wiederaufrichtung des gesunkenen Staatskredits legen vollends Zeugniß ab von der misslichen Lage der deutschen Finanzen. Zwar, an sich betrachtet, kann nicht gerade behauptet werden, daß die Finanzlage des Reiches eine bedenkliche wäre, denn im Vergleich zu fremden Staaten ist die Belastung desselben eine relativ niedrige. Beträgt doch die Schuldenlast Frankreichs mehr als 25mal soviel, diejenige Englands mehr als das 14fache unserer Anleihen, und selbst diejenige Portugals nahezu das Doppelte der unserigen. Allein die Art der Schuldenkontrahierung, welche das Reich bisher beobachtet hat, ist das Bedenkliche. In solchem Galopptempo hat kein Staat noch Schulden auf Schulden angehäuft wie das Deutsche Reich. Betrugen doch die Gesamtschulden des Norddeutschen Bundes nach Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges nur etwas über 341 Mill. Mark und, zuzüglich der verzinslichen Schatzanweisungen, 691 Mill. Mark, und reichte der Fünfmilliardenkrieg aus der französischen Kriegscontribution doch bis zum Jahre 1877 hin, um das Reich vor Schulden zu schützen. Von nun an jedoch gerieth der Kredit auf die schiefe Ebene. Während die Reichsschuld

1878 erst 72 Millionen und zehn Jahre später nur 486 Millionen betrug, schwoh sie im Jahre darauf auf 721 Millionen an, und gegenwärtig hat sie unter Einfluß der neuen Anleihe die Höhe von ca. 1626 Millionen Mark erreicht. Das ist, wie jeder unbefangene Urtheilende zugeben muß, doch ein zu hitziges Tempo auf der abschüssigen Bahn des Schuldenmachens, um nicht Bedenken bei den Gläubigern zu erregen. Und wofür werden solche Summen gebraucht? Für das Reichsheer und für die Reichsmarine, also für unproduktive Zwecke. Entsprechend der Zunahme der Schulden ist auch die Ausgabe für militärische Zwecke ins Riesenhafte gewachsen. Sie betrug im Jahre 1874 nur 287,52 Millionen Mark. Im Etat von 1891/92 aber figurirt dieser Posten schon mit 455,37 Millionen Mark. Bei solch ungeheuren Aufwendungen für den Kriegsmoloch ist es fast selbstverständlich, daß es ohne Erschütterung des Reichskredits nicht so weiter gehen kann. Von einer Amortisirung der Schulden kann selbstredend keine Rede sein, so lange solche Kosten im Militärbudget figuriren. Nun liegt es aber ganz klar, daß Niemand auf die Dauer eine ziellose Anhäufung von Schulden betreiben darf, wenn er nicht gleichzeitig mindestens auch eine Amortisirung der älteren Schulden damit Hand in Hand gehen ließe. Kein Privatmann dürfte sich solche Praxis erlauben. Es würde einfach Bankrott machen. Wie es in der Privatpraxis beschaffen ist, so auch bei den großen Gemeinwesen, den Staaten.

Wir finden es daher ganz und gar nicht absonderlich, daß der Kredit des Deutschen Reiches in die Brüche geht, und mögen die Blätter, welche in Patriotismus machen, noch so sehr die Unantastbarkeit des deutschen Staatskredits loben und haarlein beweisen, daß der deutsche Kredit eigentlich der beste der Welt sei und daß der Reinertrag der Staatsbergwerke, Eisenbahnen, Forsten und Domänen mehr als den vollen Betrag der Zinsen bede, mit anderen Worten, daß die Reichsschuld noch voll fundirt sei, so ist das nichts als eitel Spiegelfechterei. Die Thatsache, daß das Reich eine wahnsinnige Summe für Zwecke der Heeresausrüstung, für konsumptive Zwecke, Jahr ein Jahr aus ausgibt, steht unumstößlich fest, und eine unabwendbare Konsequenz dieser Wirtschaftspolitik ist und muß der Verfall des Staatskredits sein.

Diese Einsicht hat sich offenbar bereits weiten Kreisen im In- und Ausland mitgetheilt. Sonst wäre es trotz aller kleinen Ungeschicklichkeiten bei Begebung der letzten Anleihen einfach unmöglich, daß die Unterbringung derselben auf Schwierigkeiten hätte stoßen können, sonst wäre es undenkbar, daß der Kredit kleiner überseeischer Staaten, wie Egyptens z. B., oder halbbarbarischer und unzivilisierter Staaten, wie namentlich Rußlands, denjenigen des mächtigen Jungdeutschlands hätte überflügeln können. Statt die Ursachen dieser traurigen Thatsache einzusehen und zu beseitigen, sucht man die Quelle des Uebels überall, nur nicht am richtigen Ort.

Nun, möglich ist es ja immerhin, daß der Minister mit all seinen kleinen Mitteln und Mittelchen vor der Hand einen Erfolg erzielen wird. Wir glauben an denselben nicht. Vielleicht wird die Anleihe spekulativ gezeichnet, effektiv untergebracht wird sie so wenig werden wie es die französische Anleihe trotz angeblich 16maliger Ueberzeichnung jüngst wurde. Ja selbst an dem spekulativen Erfolg zweifeln wir. Man ruft jetzt den Patriotismus der Millionäre an, aber man irrt sich, wenn man unseren Millionären und Geldmännern vaterländisches Interesse zumuthet. Das Vaterland hat ihnen fortgesetzt die Zinsen verfürzt, und deshalb werden sie sich nicht geniren, dem Staate gegenüber nur Geldmann zu sein. Wenn unsere Geldleute gegen beste Hypothek 4 1/2 pCt. Zinsen bekommen können, so werden sie sich schon hätten, dem Staate gegen 3 1/2 pCt. Zinsen Anleihen abzunehmen. Auch die Regierung scheint sich gar keinen Illusionen darüber hinzugeben, daß die Anleihe zu dem ihr verordneten Kurse nicht plazirt werden kann. Daher hat man die Vorsicht gebraucht, in London an drei Stellen Kouponslassen für diese Anleihe zu errichten, daher hat man Alles mobil gemacht, was sich zur Spekulation zählt. Nicht nur den Emissionskurs hat man 2 pCt. unter dem jeweiligen Tageskurs fixirt, nicht nur hat man den Kurs der 3 1/2 prozentigen Konsols durch die Seehandlung „präparirt“, d. h. in 10 Tagen um 2 pCt. hinausbugsiert, sondern auch in der Abnahme der Stücke hat man alle Facilitäten geschaffen, welcher die Spekulation zu ihrer Bethätigung unbedingt bedarf. Die Strategen im Finanzministerium haben nach dieser Richtung also alle Feinheiten spielen lassen (Ausgabe von Scrips ic.) Daraus ergibt sich zur Evidenz, daß die Veranstanter des ganzen Subscriptionsgeschäftes von vornherein nicht im Unklaren über die Natur der Zeichnungen sind, auf welche gerechnet wird, daß man selbst kein Vertrauen zu der Unterbringungsfähigkeit der Anleihen hat.

Vielleicht wird es in den ersten Tagen nach der Subscription den Anschein haben, als hätte Herr Miquel einen vollen Erfolg errungen, denn sicher darf man annehmen, von einer kolossalen Ueberzeichnung zu hören. Wir erwarten dies ganz bestimmt. Nach den strategischen Kniffen und technischen Hilfsmitteln, deren sich Herr Miquel bei Subscription der neuesten Anleihe bedient hat, ist anzunehmen, daß er die Praxis der Finanzgrößen ganz genau kennt und nach berühmten Mustern bis zum Ende arbeiten wird. Doch von einem wirklichen Gelingen der Anleihe kann nicht ernsthaft gesprochen werden, wenn wirklich die Spekulation eine so große Rolle spielen wird, wie sie ihr vom Ministerium zuertheilt worden. Die bloße Spekulation vermag wohl

eine vorhandene und in Aktion befindliche Kapitalkraft zu fördern und zu elektrifizieren, aber eine überhaupt nicht vorhandene erzeugen, das kann sie nicht. Der modus procedendi, die Verteilung der Einzahlungen bis zum November, die Ausgabe von zirkulationsfähigen Scrips an Stelle der schwerfälligen bisherigen Interimscheine, das Alles deutet darauf, daß man sich auf ein Feuerwerk einrichtet, aber selbst nicht an mehr als einen Augenblickserfolg glaubt. Per Saldo aber kann aus Dunst nur Dunst kommen.

Anmerkung d. Red. Vordrängender Artikel war uns so spät zugegangen, daß wir ihn in voriger Nummer nicht mehr aufnehmen konnten. Da die Ausführungen desselben auch heute noch das gleiche Interesse beanspruchen dürften, so bringen wir den Artikel zum Abdruck. — Inzwischen ist bekannt geworden, daß die Anleihe ca. 42 Mal überzeichnet worden. Dies Resultat ist nur scheinbar glänzend. In Wahrheit rekrutierten sich die Zeichner zum überwiegend größten Theile aus sogenannten „Kongregirten“, d. h. aus Leuten, die in der Erwartung eines sicheren Profites die zugehörige Waare sofort nach erfolgter Zuteilung loszuschlagen. Dadurch wird der Kurs dann wieder zurückgedrängt und die Klaffung des Materials noch erschwert. Wenn Herr Miquel der Reichsbank und Seehandlung nicht einen Vorschlag ertheilt, den Kurs der 3prozentigen Renten zu poßieren resp. zu halten, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach späterhin die Menge scholommen- den und effektiv nicht untergebrachten Materials den Markt bedrücken. Und zwar um so sicherer, als die großen Patrioten des „Fremdenkontoriums“, welche noch aus letzter Rentemission her enorme Bestände in den Tresors liegen hatten, diese Gelegenheit benützt haben, ihre bislang unverkäufliche Waare an den Markt zu bringen. Nunmehr hat sich zu erweisen, ob die Maßnahmen des ehemaligen Inhabers der Disconto-Gesellschaft, Miquel, welcher durch Kauf kleiner überschüssender Theile den Rentenursprung präparirt hatte, den Boden tragfähig genug für die Aufnahme so bedeutenden Effektenmaterials gemacht haben. Diefem Versuche hat Herr Miquel so durch seinen neuen Einzahlungsmodus eine Frist von 9 Monaten gewährt. Immerhin ist der Materialzuwachs ein so starker, daß uns Zweifel an dem Gelingen der ganzen Emission mit ihren Schließungen gestattet sein werden.

Die Hausbesitzer.

Ein Beitrag zur Wohnungsfrage.

J. E. P. Die Zeit, wo der Kleinbürger sich von seinem Ersparten oder Ererbten ein behagliches ein- oder zweistöckiges Haus baute, ist für die Großstädte vorbei. Die Hausbauten hier sind Unternehmungen für große Kapitalisten oder Spekulanten, und das Haus ist nicht mehr, wie früher, eine Wohnung für den Besitzer, von der ein Theil an Miether abgegeben wird; sondern ein Unternehmen, in das man Geld hineinsteckt, und von dem man keine Profite zieht.

Profit zu schneiden ist schon von Anfang an die Hauptsache, und das „Geschäft“ beginnt schon lange vorher, ehe noch das Haus gebaut wird, mit den Baustellenhändlern.

Wie einträglich dieser Baustellenhändler ist, zeigt z. B. ein Geschäft der Berliner Baugesellschaft für Miethwohnungen. Diese hat in letzter Zeit ein Terrain von 228 Quadratrußen für 280 M. für die Quadratruße und ein an einer ungepflasterten Straße belegenes Terrain von 22 Quadratrußen für 165 M. für die Quadratruße verkauft. Diese beiden Terrains stehen nur mit 52 M. pro Ruße zu Buche, die Gesellschaft hat mithin bei dem Verkauf der 228 Rußen 51 984 M. und der 22 Rußen 2486 M., zusammen 54 470 M. verdient. Der Kurs der Aktien dieser Gesellschaft ist dem Gewinne entsprechend ein hoher, er beträgt 633 Prozent.

Ein gleiches ist bei der Baugesellschaft „Noabit“ der Fall; auch sie macht ein gutes Geschäft. Sie hat im Rechnungsjahre 1888/89 33 Parzellen von zusammen 26 609 Quadratmeter gegen 18 Parzellen mit 13 042 Quadratmeter im vorigen Rechnungsjahre verkauft. Der Nutzen aus dem Verkauf der 33 Parzellen beträgt 401 450 M. Die Preise waren gegen das Vorjahr steigend und insofern für die Gesellschaft vortheilhafter, als sie nur bei wenigen Parzellen Prioritätsrechte einräumen mußte. Der sämtliche Reingewinn beträgt für dieses Jahr 485 443 M.; nach einer Zuschreibung von 20 859 M. zum Reservefonds ist an die Aktionäre eine Dividende von 7 Prozent verteilt. Daß die Lichterfelder und die Karlsruherdamer Gesellschaften ebenso glücklich operieren, beweist der Kurs ihrer Aktien. Die ersteren werden mit 259 Prozent, letztere mit 179 Prozent notirt.

Aus dem so hochgeschichteten Boden muß natürlich jeder nur mögliche Tropfen Gewinn ausgepreßt werden, und da der Raum über dem Boden umsonst zugegeben wird, so werden die Häuser wie Thürme in die Höhe gebaut, so hoch, wie es nur denn möglich ist, daß die Fundamente nicht zu theuer kommen. So entstehen unsere Miethskasernen mit einem Stodwert über dem andern und mit so wenig Hofraum, als sich nur eben lassen läßt, ohne daß die Zimmer dunkel wie Keller werden. Jeder Fuß Erde hat eben Geld gelostet, und deshalb muß er auch wieder Geld bringen.

Im Parterregechoß befinden sich gewöhnlich zwei bis drei Läden mit großen Schaufenstern, die an Kaufleute oder Restaurateure entweder mit oder ohne Wohngelegenheit vermietet werden. Der Preis einer solchen Lokalität, wenn sich eine Wohnung, die meist eng und klein ist, dabei befindet, beträgt gewöhnlich 3000 bis 3600 M. Ist keine solche dabei, etwas weniger.

In der ersten Etage wohnt eine „Herrschaft“, die es sich leisten kann und welcher der Herr Bourgeois und Hausbesitzer deshalb ungeheure Büdinge macht, denn der Herrschaft, die Geld genug hat, ist es gleichgültig, ob sie alljährlich im Miethzins mit 100 bis 150 M. erhöht wird oder nicht. Der Miethzins für diese Etage beträgt gewöhnlich 1800 bis 2100 M.

Zweite Etage. Wenn zu derselben sich keine „Herrschaft“ findet, wird diese Etage, in der sich häufig lange Korridore finden, die zu verschiedenen Wohnstücken führen, die aber auch so eingerichtet ist daß sie im Ganzen vermietet werden kann, an verschiedene Familien vermietet. Der Hausbesitzer ist hier noch höflich, aber vergiebt sich durchaus nichts von seine Bourgeoiswürde. Ist sein Rücken von der ersten Etage noch krumm, so wieder in dieser augenblicklich kerkengerade und steif. Der Miethspreis für eine Familie, deren gewöhnlich vier diese Etage bewohnen, beträgt 360 bis 400 M.

Dritte Etage. Der Herr Hausbesitzer hat nicht Zeit, sich mit all den Leuten abzugeben, die hier wohnen; er sieht sie nur bei seiner „Arbeit“, beim Einstreichen des Miethzinses und vergißt deshalb, da er sie nicht kennt, zuweilen in dieser Etage ihren Gruß zu erwidern; Rücken korporalmäßig steif. Der Miethzins beträgt für jede Familie, deren gewöhnlich vier diese Etage bewohnen und die gleich der zweiten eingerichtet ist, 300 bis 330 M.

Vierte Etage. Sie ist hinsichtlich der Zahl der Wohngelegenheiten so eingerichtet, wie die zweite und dritte Etage. Was das Benehmen des Hausherrn gegen die Miether dieser Räumlichkeiten anlangt, so kennt er dieselben gar nicht. Der Miethzins wird mit abgewandtem Gesicht von ihm im Empfang genommen, es ist überhaupt nur seiner besonderen Humanität zu verdanken, daß er solche Leute noch in sein Haus aufnimmt und sie darin wohnen läßt. Trotzdem genirt es ihn nicht, von jeder diese Etage bewohnenden Familie einen Miethzins von 270 bis 280 M. einzustreichen.

Ist in dem Hause noch eine fünfte Etage vorhanden, so ist diese ähnlich wie die vorgenannte Etage vermietet, und werden deren Miether von dem Herrn Hausbesitzer in derselben, womöglich in noch nichtachtender Weise behandelt, wie die die vierte Etage bewohnenden. Der Miethspreis in dieser Etage beträgt 240 bis 250 M. für jede Familie.

Außer diesen an der Straße liegenden Hauptgebäude, befindet sich auf dem Grundstück ein etwa 5 bis 6 Quadratrußen großer, von zwei Seiten und einem Quergebäude eingeschlossene Hof. In diesen Gebäuden, welche in derselben Höhe, wie das Hauptgebäude erbaut sind, befinden sich ebenfalls eine nicht unbedeutliche Zahl von Wohngelegenheiten, die ebenfalls, jedoch zu etwas geringeren Miethspreisen, wie in jenem vermietet werden. Zu bemerken ist, daß sich in diesen Hofgebäuden sehr häufig Kellerwohnungen befinden, die an Habemichte und ganz arme Handwerker vermietet werden, die eigentlich, wenn die Herren Hausbesitzer wiederum nicht so human wären und ihnen ihre stinkenden, dumpfen und feuchten Kellerlöcher überließen, gar keine Wohnung haben müßten. Bei der geringsten „Störung der Hausordnung“ werden sie mit befannter Humanität unerbittlich auf die Straße geworfen. Der Miethspreis für eine solche Kellerwohnung beträgt gewöhnlich 120 bis 150 M.

Während bei jedem anderen Geschäft der Verkäufer sich nach dem Willen des Käufers zu richten hat, ist es bei der Hausmiete gerade umgekehrt; der Hausbesitzer stellt oft die sonderbarsten Anforderungen. So hält es eine gute Anzahl frömmelnder Hausbesitzer für „unsittlich“, einzelnen Damen Wohnungen zu geben und verbietet es den Miethern in den mit diesen geschlossenen Miethsverträgen unter Androhung sofortiger Exmiffion, solche in ihren Wohnungen aufzunehmen. Die unbescholtensten Damen kommen dadurch oftmals in nicht geringe Verlegenheiten. Fast alle Hausbesitzer haben eine große Abneigung gegen Miethleute mit Kindern, namentlich mit vielen Kindern. Wenn es nach den Hausbesitzern ginge, müßte die Lehre des Pfaffen Malthus zum Staatsgrundgesetz erhoben und die Kindererzeugung aufs Aeußerste beschränkt, oder besser ganz und gar unmöglich gemacht werden, und das nur dazu, damit kein fremdes Kindergeschrei oder das Lärmen spielender Kinder an die hochwohlgeborenen Ohren des Herrn Hausbesitzers schlage und ihn in seiner beschaulichen Ruhe störe.

Eine der schönsten Tugenden der Hausbesitzer ist das Erhöhen der Miethspreise, in Berlin „Steigern“ genannt. Gewöhnlich gegen den Schluß des Quartals oder auch zu Neujahr kommt der Hausherr, gratulirt, wenn er nicht zu hochmüthig ist, zu letzterem, jammert dann über die theuren, stets steigenden Preise aller Lebensbedürfnisse, die durch die Streiks und die bösen Sozialdemokraten immer mehr in die Höhe getrieben worden seien, meint, er könne mit seinem „Verdienst“ nicht mehr auskommen und schlägt „in Gottes Namen“ auf jede Wohnung etwa 30, 50, 100 Mark und darüber auf den Miethzins drauf. Gott wird ja weiter helfen. Wehe den Beamten, den Arbeitern, die etwa eine Gehaltszulage oder eine Lohnaufbesserung erhalten haben und das in ihrer Herzensfreude ihrer Familie allzu laut mittheilen. Der Hausherr hört's, oder es wird ihm von solchen Miethern, die sich seiner Gunst erfreuen oder dieselbe erwerben wollen, hinterbracht, und ba d kommt eine Hodsposst, die den Miethzins erhöht und die Gehaltszulage bzw. die Lohnaufbesserung entweder ganz oder doch zum größten Theil verschlingt.

In Berlin stehen gegenwärtig, da die Herren Baupelulanten meistens Paläste erbaut und darin nur große und mittlere, aber nur selten kleine Wohnungen eingerichtet haben und dafür unverschämte Miethpreise fordern, 9000 Wohnungen leer. Der diesjährige harte Winter und die herannahende, sich immer schärfer zuspitzende allgemeine Krise haben neben unsäglichem Elende

mindestens 50—60 000 Arbeitslose geschaffen, von denen Tausende keine Wohnung, trotz der 9000 leer stehenden Wohnungen, besitzen und Unterkunft im städtischen Asyl suchen müssen. Und angesichts dieses wagen es dennoch gewisse Leute, wie zum Hohn zu sagen: In Berlin existirt kein außerordentlicher Nothstand! Freilich, das Asyl nimmt einige Hunderte oder Tausend für einige Nächte auf; aber das Asyl ist keine Wohnung und mit Asylen wird die Wohnungsfrage nicht gelöst.

Aus Japan.

Die kapitalistische Gesellschaft breitet sich immer weiter aus; bis jetzt nur auf die kaukasische Rasse beschränkt, zieht sie jetzt auch schon die mongolische in sich hinein. Das Land, welches hier den Anfang macht, ist Japan. Einem eben erschienenen Buch von Exner entnehmen wir folgende kurze Schilderung der politischen Revolution, welche in Folge dessen dort stattfindet.

„Aus seinem, auf alt-feudale Einrichtungen begründeten Staatswesen trat Japan im Jahre 1871 heraus. Von der Zentralregierung in Tokio abhängige Präfecte übernahmen die Verwaltung des Landes nach französischem Muster, aber schon im Jahre 1875 geschah durch Errichtung des heute noch bestehenden Senats mit beratender Stimme und einer konsultativen Präfectenversammlung der erste Schritt zu einer Dezentralisation. Im Jahre 1881 stellte der Kaiser Mutsu Hilo, welcher der Entwicklung der japanesischen Staatseinrichtung nach europäischem Muster ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, den Erlaß einer Verfassung im liberalen Styl für das Ende des laufenden Jahrzehnts in Aussicht, ein Vorgang, der in ganz Europa und Amerika Aufsehen erregte. Mit dem Auftrage, die Verfassung der größten europäischen Staaten zu studiren, wurde der Minister Graf Ito abgefannt. Als das Ergebnis seiner Studien darf die Einführung der im Jahre 1885 in das Leben getretenen Reformen des inneren Staatswesens gelten, die in der Begründung selbstständigen Ressortministerien gipfelten.

In den nächsten fünf Jahren folgten andere, dem Geiste der Zeit entsprechende Umgestaltungen und Neuerungen. Das Heerwesen wurde einer Reorganisation unterzogen, die Polizei anders organisiert, die Ablegung von Staatsprüfungen ward obligatorisch, endlich schritt man zum Erlaß einer Gemeindeordnung, eines Handelsgesetzbuches, einer Civilprozeßordnung, eines bürgerlichen Gesetzbuches und einer Provinzialordnung. Früher schon, als sie in Aussicht gestellt war, d. h. im Jahre 1889 fand die Verkündigung der Verfassung des Kaiserreiches statt. — Diese letztere, welche als das Werk des Grafen Ito gilt und an welcher auch deutsche Politiker durch Mitarbeit Antheil haben, ist im Wesentlichen den Verfassungen von Preußen, Bayern und Oesterreich nachgebildet; aber auch andere Staaten haben Material dazu geliefert. Sie besteht aus 76 Artikeln und ist auf eine durchaus konservative Basis gestellt.

Dem Kaiser ist der Schwerpunkt und die Machtstille der Regierungswahl in vollem Umfange in Händen gelassen. In der gesetzgebenden Gewalt ist er durch das Parlament beschränkt, dessen Zustimmung er nur dann zeitweise entbehren darf, wenn es sich um eine öffentliche Gefahr handelt. Die außerordentlich stark ausgestattete souveräne Gewalt des Herrschers entspricht dem alten orientalischen Grundsatze, daß der Name des Monarchen überhaupt nicht genannt werden darf. Im Lichte europäischer Auffassung erscheint dies als eine überspannte, unnatürliche Auffassung, welche den realen Verhältnissen nicht entspricht und deshalb beim ersten Kaiser kaum zu erhalten sein wird. Das Parlament besteht aus zwei gleichberechtigten Häusern und bildet ein Ganzes. Es nimmt an der Gesetzgebung Antheil, übt aber keine Souveränität aus. Außer dem Antheil an der Gesetzgebung übt es auch Kontrolle über die Staatsverwaltung und hat das Petitionsrecht, das Recht, dem Kaiser Vorstellungen zu machen, das Recht an die Regierung Anfragen zu stellen, und das Recht der Finanzkontrolle.

Dem Oberhause gehören gewählte Vertreter aus dem Fürstentum, Grafen- und Freiherrnstande, ferner Personen, die das besondere Vertrauen des Kaisers besitzen und eine Anzahl gewählter Vertreter aus den höchstbesteuerten der drei städtischen und der 42 ländlichen Bezirke an. Das Abgeordnetenhaus zählt 300 Deputirte, die vom Volk erwählt werden. Das aktive Wahlrecht ist jedem unbescholtenen Japaner verliehen, der, mindestens 25 Jahre alt, wenigstens 100 Mark jährliche direkte Steuern zahlt. Ausgeschlossen von der Wahl zum Abgeordneten sind die Beamten, Priester, Offiziere und die Häupter der Adelsfamilien.“

Japan hat eine Konstitution! Das hätten sich die Liberalen von 48 wohl nicht gedacht, daß man so wenige Jahre später selbst in Japan schon konstitutionell regieren werde! Ja, die Geschichte schreitet in unserm Jahrhundert mit Siebenmeilenstiefeln.

Schon beginnen die ostasiatischen Völker uns mit ihren Industrieprodukten Konkurrenz zu machen. Zwar ist diese Konkurrenz in den meisten Branchen jetzt noch nicht gefährlich; aber sie wird es in wenigen Jahren sein. Entwickelt sich doch schon die Eisen- und Kohlenindustrie in Indien! Und mit Ostasien kann Europa nicht auf die Dauer konkurriren; auf diesen Grad der Bedürfnislosigkeit ist der europäische Arbeiter nie herunterzuschrauben, und diesen reichen Naturschätzen hat Europa nichts Aequivalentes an die Seite zu setzen.

Japan ein konstitutionelles Reich! In Japan die moderne Zeit eingezogen! Japan weiter, als Rußland! Jetzt fehlt nur noch China; in Indien sind die alten rechtlichen Verhältnisse durch die Engländer umgewälzt, in Japan durch die neue politische Gestaltung, mit welcher die bürgerliche Revolutionierung der Besitzverhältnisse Hand in Hand geht, und wenn China erst noch zu den beiden tritt, so wird Europa erliegen müssen, und wenn nicht in der Zeit die soziale Revolution kommt, so wird Europa bald das Schicksal der alten Kulturländer theilen, wie Assyrien und Aegypten; wo jetzt große Weltstädte stehen, werden sich wieder Urwälder erheben, und die Nachkommen derer, welche jetzt mit Pinenez und Sonnenbrüder unter den Linden flanieren, werden wieder auf Bärenjellen schlafen, Meth trinken und auf die Auerochsjagd gehen, bis zuletzt wieder schlagartige Chinesen sich einen Weg zu ihnen bahnen, Kolonien anlegen und ihnen gegen ihre Felle Nordhäuser verkaufen, um sie wieder zu zivilisieren.

Aber Hand in Hand mit der bürgerlichen Entwicklung geht auch die Vorbereitung zur sozialen Revolution, die Konzentration des Kapitals. Einer französischen Zeitung entnehmen wir folgende Zahlen, die uns zu guter Letzt trösten mögen! Die Zahl der berechtigten Wähler betrug

1880: 1 800 600
1887: 1 488 107;

also eine bedeutende Abnahme der Personen, welche 100 Mark Steuern bezahlen können. Die eingeschriebenen Armen betragen

1880: 6 047
1887: 15 199.

Daran sieht man den Fortschritt der Zivilisation.

Die industrielle Entwicklung Rußlands.

Die Ausführungen des Artikels „Der russische Markt“ klingen vielleicht etwas übertrieben; man wird es nicht für so leicht möglich halten, daß Rußland so in ein paar Jahren soll die ganze Geschichte des übrigen Europas nachholen können, und in Jahren, höchstens Jahrzehnten, die Entwicklung von Jahrhunderten durchmachen.

Allein man muß bedenken, daß Rußland, sobald es einmal die Vorbedingungen für die kapitalistische Kultur geschaffen hatte, einfach alle Errungenschaften des westlichen Europa herübernehmen konnte; es konnte Europa als Versuchstation betrachten, wo erst Alles gepüßt war in langer Arbeit, damit Rußland sich das Beste anschauen konnte. So ist jener unheimlich schnelle Aufschwung leicht zu erklären.

Um diesen Aufschwung durch einige Zahlen zu illustrieren, entnehmen wir dem „Deutschen Handelsarchiv“ folgende Aufstellung über die Verminderung der Einfuhr von Zündhölzern in Rußland:

über die europ. Grenz.	über Finnland	über die asiat. Grenze
Fuß	Fuß	Fuß
1884 32 126	4 393	6 184
1885 22 814	1 520	6 673
1886 13 656	654	5 906
1887 5 136	104	3 546
1888 343	52	1 432
1889 194	—	178

Man sieht, wie der Import in 6 Jahren beinahe auf Null gesunken ist, daß sich also in dieser kurzen Zeit die russische Zündholzindustrie derartig entwickelt hat, daß sie den eigenen Bedarf des Landes völlig befriedigt. In weiteren 6 Jahren werden wir eine Ausfuhr haben, welche sämtliche Länder mit russischen Zündhölzern versorgt. Das ist einfach aus der Erde gestampft; und da kann uns Europäern selbst fast unheimlich zu Muth werden; wenn nicht bald die kapitalistische Produktionsweise durch die sozialistische abgelöst wird, so gehen sämtliche euro-

päischen Länder zu Grunde. Die soziale Revolution, von unserer Bourgeoisie so gefürchtet, wird die einzige Rettung sogar für sie sein.

Eine andere Zahlenreihe aus derselben Zeitschrift: Die Naphta- und Petroleumproduktion Rußlands betrug in Millionen Fuß:

	Naphta	Petroleum
1881	40,5	12,8
1882	50,5	13,8
1883	60,4	15,1
1884	90,8	22,0
1885	117,1	30,0
1886	151,2	35,0
1887	166,0	44,3
1888	194,0	51,0
1889	205,5	61,0

In neun Jahren hat sich die Produktion verfünffacht! Was wollen dagegen alle „wirtschaftlichen Aufschwünge“ bei uns besagen!

Daß hier nicht bloß einige besonders frappante Zahlen herausgegriffen sind, zeigt eine Zusammenstellung der russischen Gesamt-Aus- und Einfuhr, welche die „Kreuztg.“ aus der „Nowoje Wremja“ übersetzt:

	Ausfuhr	Einfuhr
	Mill. Rubel	Mill. Rubel
1885	498	380
1886	437	383
1887	569	333
1888	728	332
1889	687	374

Eine bedeutende Steigerung der Ausfuhr, um 2/3, mit einem, allerdings nicht so großen Rückgang der Einfuhr verbunden!

Die veränderte Politik der amerikanischen Sozialisten.

Ein Haupthinderniß für die Entwicklung des Sozialismus in Amerika sind bisher immer die korrupten politischen Verhältnisse gewesen. Die Arbeiter sind bei den Wahlen nie selbstständig aufgetreten, sondern haben sich immer, theils im Ganzen, theils als Einzelne an die bürgerlichen Parteien angeschlossen; die Einzelnen haben ihre Stimmen für ein Trinkgeld verschachert, und die Korporationen für irgendwelche Zugeständnisse.

Es scheint, daß sich die amerikanischen Arbeiter von diesen unwürdigen Verhältnissen befreien werden; auch die Anarchisten, von denen auswärts immer geglaubt wird, daß sie sich prinzipiell von den Wahlen enthalten, sind für eine kompromißlose sozialistische Wahlpolitik. Interessant ist hierfür ein Gespräch, welches ein Redakteur der „Chicago Arbeiterzeitung“ kürzlich mit einem der Märtyrer in Follet, dem Anarchisten Schwab hatte.

„Welches Vertrauen setzen sie in die kompromißlose sozialistische Wahlpolitik?“

„Da man den Hebel doch irgendwo einsetzen muß, um mit dem amerikanischen Volke Fühlung zu bekommen, so sollten einer rein sozialistischen Klassenbewegung zu Wahlzeiten von keinem vernünftigen Menschen Hindernisse in den Weg gelegt werden.“

„Halten sie dafür, daß sich die anarchistisch gesinnten Arbeiter Chicagos dieser Bewegung gegenüber ablehnend verhalten sollten?“

„Wahlagitiation ist eine Frage der Taktik, nicht des Prinzips. Selbst Männer, wie der bekannte Senator Ingalls, glauben nicht, daß die soziale Frage in diesem Lande in Washington oder in den Legislaturen der verschiedenen Staaten gelöst werden wird. Allein in kleinen abgeschlossenen Vereinszirkeln und Debattierclubs, die obendrein Zeit ihres Lebens exotische Pflänzchen bleiben, erst recht nicht. Die Wahlagitiation der Sozialisten sollte freilich nichts mit der Politik nach dem Muster der alten Parteien zu thun haben, sondern müßte das Hauptgewicht auf die Verbreitung der Idee verlegen.“

„Bestimmt sie irgend ein persönliches Interesse zu dieser Anschauung?“

„Durchaus nicht. Ich stelle es Ihnen frei, öffentlich zu konstatieren, daß ich von Niemandem verlange, daß er seine Ueberzeugung meinethwegen verleihe. Falls draußen derartige Vorurtheile gegen mich herrschen, so sind dieselben absolut unbegründet. — Unsere Freilassung ist keine Frage des Rechts, sondern eine Machtfrage. Eine Arbeiterbewegung, die im amerikanischen Volke wurzelt und eine Macht repräsentirt, kann uns die Thore öffnen, sonst nichts. Daß eine solche Bewegung noch nicht da ist, beweist die einfache Thatsache unseres Hierseins.“

„Glauben Sie daß eine derartige Bewegung in absehbarer Zeit entstehen wird?“

„Ganz gewiß. Und eben deshalb kann ich nur wünschen, daß der Sozialismus — ich meine hier vor Allem die ökonomischen Grundzüge desselben — eifrig und unentwegt propagirt wird. Alle ehrlich strebenden Genossen, ob sie nun bezüglich ihrer Zukunftsideale nach der anarchistischen oder staatssozialistischen (sozialdemokratischen) Seite hinneigen, sollten in diesem einen Punkte mindestens einig sein und Hand in Hand gehen.“

Ueber die Brotpreise in Berlin

In den letzten vier Jahren veröffentlicht das Mitglied des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Dr. C. Hirschberg, in Prof. Conrad's „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ eine Reihe von Uebersichten, welche sich, wie die früheren Tabellen, auf die von den städtischen Behörden regelmäßig vorgenommenen Ermittlungen stützen. Danach betrug der durchschnittliche Preis für 100 Kilo Roggenbrot seit 1887:

1887	20,65	das ist gegen das Vorjahr 0,7 pCt. weniger
1888	21,22	„ „ „ „ „ 2,8 „ mehr
1889	24,72	„ „ „ „ „ 16,5 „ „
1890	27,18	„ „ „ „ „ 10,0 „ „

Gleichzeitig betrug das Gewicht eines fünfzig-Pfennig-Brottes im Durchschnitt 1887 2,42 Kilo, 1888 2,36, 1889 2,02, 1890 1,84. Das Gewicht eines fünfzig-Pfennig-Brottes ist also im Jahre 1890 mehr als ein Pfund geringer gewesen als im Jahre 1888. „Rechnet man“, bemerkt Dr. Hirschberg, „den Roggenbrot-Verbrauch pro Kopf auf 100 Kilo, pro Haushaltung auf 400 Kilo, so betrug die Ausgabe 1887 22,90, 1888 84,88, 1889 98,88, 1890 108,72, also 1890 mehr: 22,84 gegen 1889, 23,84 gegen 1888 und 26,12 gegen 1887. Es ist dies eine fühlbare Steigerung, welche die Unzufriedenheit mit den Getreidepreisen wohl erklärt, noch besonders fühlbar in Verbindung mit der in Berlin stattgehabten Steigerung der Fleischpreise. Es ist übrigens möglich, daß die Steigerung der letzteren auch auf die Brotpreise erhöhend eingewirkt hat. Der Grundfaktor für die Normierung der Brotpreise bleibt immerhin nach wie vor der Roggenpreis als Hauptfabrikationsstoff, wenn natürlich auch andere Faktoren, wie Löhne, Mische, Arbeitsverhältnisse eine vollständige Parallelität beider Preise verhindern.“

Und dazu werden die Löhne fortwährend herabgesetzt.

Literarisches.

— Seit dem 1. Februar d. J. erscheint in Berlin eine lautmännliche Fachzeitschrift: „Kaufmännische Rundschau“, Organ für die Interessen der kaufmännischen Angestellten. Vollständig auf dem Boden der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung stehend, vertritt das Blatt in politischer wie gewerkschaftlicher Beziehung die Interessen derjenigen Proletarier, denen ein bedauerlicher Standesdünkel einverleibt, sowie übermäßig lange Arbeitszeit andererseits, noch immer ein Hinderniß waren, sich über ihre Klassenlage genügend aufzuklären. Mit der „Kaufmännischen Rundschau“ ist ferner ein Blatt geschaffen, das rückhaltlos und unabhängig von der Gunst der Prinzipale, alle vorhandenen Schäden im kaufmännischen Berufe aufdeckt und somit ein Echo aller Klagen aus dem Handlungsgeschäftsstande bildet. Redakteur ist Genosse Albert Bilde, Börsenstr. 21, Hof 4 Tr. Der Abonnementspreis beträgt für Februar—März 1891 70 Pf., per Post unter Kreuzband bezogen 80 Pfennige.

— In der Philipp Reclam'schen Universal-Bibliothek gelangten soeben folgende Bände zur Ausgabe (Nr. 20 Bg.): Nr. 2771, 2772. „Gracian's Hand-Büchel und Kunst der Welt-Klugheit.“ Aus dem Spanischen von Arthur Schopenhauer. — Nr. 2773. Henrik Ibsen, „Hedda Gabler.“ Schauspiel in vier Aufzügen. Eine billige Ausgabe des vor einigen Wochen besprochenen neuesten Drama's von Ibsen, die wir allen denen empfehlen, welchen die große Ausgabe, die 1,50 Mk. kostet, zu theuer ist.

Große öffentliche Versammlung

für Frauen und Männer

am Sonntag, den 1. März, Abends 6 Uhr, in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag, Referent: Genosse Auerbach. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.

Geselliges Beisammensein.

Zu recht zahlreichem Besuch laden Genossen und Genossinnen ein Die Beauftragten.

Fachverein der in Buchbindereien und verw. Betrieben beschäftigten Arbeiter.

Montag, 2. März, Abends 9 Uhr, bei Feuerstein, Alte Jakobstraße 75

Vereins-Versammlung.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Herrn Busch über „Zeit- und Stücklohn“. 2. Verschiedenes und Fragelisten. Zu recht zahlreichem Besuch laden ein Der Vorstand.

Im Verlage der „Freien Verlagsanstalt“ (P. Maurer), Elisabeth-Ufer 55, ist soeben erschienen:

- 1) Einsiedler und Genosse, soziale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. Volks-Ausgabe. Preis 65 Pf.
- 2) Die Jugend, eine Schrift zur Unterhaltung und Belehrung für Söhne und Töchter des arbeitenden Volkes. Herausgeg. von Bruno Wille. Pr. 20 Pf.

Ferner ist durch dieselbe Verlagsanstalt zu beziehen:

Die Entschädigungsansprüche der Arbeiter bei Unfällen.

Zusammenstellung der nach den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes den Verletzten bewilligten Rentensätze. Herausgegeben von Hans Müller. Preis 30 Pf.

Für Kolporture hohen Rabatt.

Große öffentliche General-Versammlung

der Maurer Berlins und Umgegend

Montag, den 2. März 1891, Abends 8 Uhr,

in der Brauerei Friedrichshain (Eips).

Tagesordnung:

1. Stellungnahme zu der auf der Bauhandwerker-Konferenz gestellten Resolution, sowie entgeltliche Beschlußfassung über die Frage: Lokal- oder Zentralisation?
2. Stellungnahme zum 1. Mai.
3. Gewerkschaftliches.

Ein jeder Kollege wird gebeten, wegen der hochwichtigen Tagesordnung in dieser Versammlung zu erscheinen.

Carl Weisse, Tegelerstr. 27.

Allen Parteigenossen empfehle meine

Destillation.

Weiß- und Bayrisch Bier-Lokal.

Große Zimmer

für Gewerkschaften stehen zur Verfügung.

Adolph Flick,
SW., Eimonsstr. 23.

Wendt's Salon

Rößlerstraße 17, früher Brandenburgstr. 33.
Empfehle allen Freunden und Genossen meines

Ball-Salon.

Sonntag, den 1. März

Gr. Tanz und geselliges Beisammensein.

Rudolph Wendt.

Ein Herr aus gutem Hause.

Von P. J. Béranger. Uebersetzt von Rubens.

Aufs neue soll mein Haus sich heben,
Rein sel'ger Vater war Baron.
Ich bin sein Leibarzt und bin eben
Als solcher meines Vaters Sohn.
Führ' ich euch durch der Vorzeit Bahnen,
Soll niemand mich der Lüge zeihn.
In hamma' direkt von meinen Ahnen,
Gott laß die Edlen selig sein.

Die Mutter, die ich nie vergesse,
War Sängerin zuerst, darnach
Erhob sie sich zur Baronesse,
Und ward zur Gräfin allgemach.
Zulezt Marquise; denn zu täuschen
Und groß zu thun verstand sie fein.
Gott lasse sie bei meinen feuchten
Großmütern allen selig sein.

Mein edler Vater — billig tritt er
Vor allen andern auf im Reich —
Trieb Industrie, der edle Ritter,
Und niemand durft' ihn drum verächeln;
Dieß Kreuz und Ordensbänder schauen,
Und wahrte stets den guten Schein.
Er lebt' auf Kösten schöner Frauen,
Gott laß den Edlen selig sein!

Mein Großpapa hat, tief verlusten
In Schulden, sich aus Land gemacht;
Dort sah der Edelmann betrunken
Bei seinem Parter manche Nacht.
Die leeren Krüge schlug in Scherben
Er auf dem Kopf dem Bäuerlein.
Und hinterließ er nichts zu erben,
Gott laß den Edlen selig sein!

Der Graf, mein Urahn, war veressen
Aufs Jagden und er traf sein Ziel.
Dieß später sein Gewehr zertrüben
Som Post und legte sich aufs Spiel.
Das Glück war ihm nicht stets gewogen,
Die Münzen flogen, groß und klein.
Sie haben nach ihm ausgezogen,
Gott laß den Edlen selig sein!

Mein Urahn, Fürst von Geblüte,
Regierte trefflich, wie es heißt,
Und war zuweilen voller Güte,
Besonders wenn er gut gepeißt.
Die Bauern kamen kaum zu Odem,
Die Steuern drückten ungemein;
Zulezt verlor er Grund und Boden.
Gott laß den Edlen selig sein!

Jedoch wozu der alte Mutter?
Ich selber, seh' ich recht mich an,
Ich gelte wohl, was Vater, Mutter,
Was Ahn, Urahn und Urahn:
So muß mein Recht doch endlich siegen.
Von Adel bin ich, mein Gebein
Soll einst im Chor der Kirde liegen.
Gott laß dereinst mich selig sein.

Fettfugel.

Von Guy de Maupassant. (Nachdr. verboten.)

(Schluß.)

Loiseau traf wieder den Nagel auf den Kopf, indem er erklärte:

„Es ist nur schade, daß es hier kein Pianoforte giebt; sonst könnten wir gleich eine Quadrille tanzen.“ Cormudet jedoch hatte weder ein Wort gesprochen, noch irgend eine Bewegung gemacht; er schien sogar in sehr ernste Gedanken versunken zu sein und zupfte zuweilen wütend an seinem großen Barte, als wollte er denselben noch länger machen. Endlich gegen Mitternacht, als die Gesellschaft sich allmählig trennte, trat Loiseau schwankend auf ihn zu, klopfte ihm auf den Bauch und stammelte:

„Sie sind ja heute Abend recht verstimmt, Bürger; warum sagen Sie gar nichts?“

Da erhob Cormudet plötzlich den Kopf und, die Gesellschaft mit einem schrecklichen funkelnden Blicke durchstehend, rief er:

„Ich erkläre hitmit Ihnen Allen, daß Sie mir jeben eine bittere Schmach bereitet haben!“ Dann stand er auf und giug nach der Thür, wo er nochmals wiederholte: „Ja wohl, eine Schmach!“ und verschwand.

Zuerst starrten alle einander verwundert an, und Loiseau war ganz verblüfft; allein bald hatte er seine Fassung wieder gewonnen, und schließlich wollte er sich vor Lachen fast wälzen, indem er wiederholt ausrief:

„Ja, die Trauben sind noch sauer, Alter, sie sind noch sauer.“

Da man den Sinn dieser Worte nicht verstand, erzählte er die „Geheimnisse des Korridors“, was eine unendliche Heiterkeit hervorrief. Die Damen amüsierten sich wie närrisch, während dem Grafen und Herren Carré-Lamadon vor Lachen die Thränen in die Augen traten, das schien ihnen fast unglaublich.

„Wie! sind Sie ihrer Sache sicher? Er wollte . . .“

„Wenn ich Ihnen sage, daß ich's mit eigenen Augen gesehen habe.“

„Und sie hat sich geweigert? . . .“

„Weil der Preuße im Nebenzimmer war.“

„Nicht möglich!“

„Ich schwöre es Ihnen.“

Der Graf konnte vor Lachen kein Wort sagen, und der Fabrikant hielt sich mit beiden Händen den Bauch. Loiseau fuhr fort:

„Nun, und jetzt begreifen Sie wohl, warum ihm heute Abend die Sache nicht spaßhaft vorkam.“

Schließlich gingen auch diese drei hinaus, halb krank vor Lachen. Oben trennte man sich. Aber Frau Loiseau, als sie mit ihrem Manne zu Bette ging, bemerkte, daß das „kleine schnippische Ding“, die Carré-Lamadon, den ganzen Abend gelacht habe, und fügte hinzu:

„Weißt Du, wenn die Frauen nur eine Uniform sehen, ob dann ein Franzose oder ein Preuße darin steckt, das ist ihnen gleich. Herrgott! es ist doch zu traurig.“

Die ganze Nacht hindurch aber war auf dem finstern Korridor ein leises Geräusch zu vernehmen, ähnlich wie Athemzüge, bald wieder, als ob ein paar nackte Füße über den Boden glitten oder als ob ein Gegenstand leise knarrte. Sicherlich schlief man erst sehr spät ein, denn noch lange sah man Licht unter den Thüren hervorschimern. Ja, der Champagner bringt eben solche Wirkungen hervor; er stört, wie man sagt, den Schlaf. . .

Am nächsten Morgen warf die reine Winter Sonne ihre blendenden Strahlen auf das glitzernde Schneefeld. Der Wagen war endlich angespannt und wartete vor der Thür, während eine Schaar weißer Tauben in ihrem dicken Federkleid und mit ihren roten Augen stolz zwischen den Hufen der sechs Pferde umher spazierte und in dem rauchenden Koth ihre Nahrung suchte.

Der Kutscher, in seinen Schafpelz gehüllt, brannte sich auf dem Bock seine Pfeife an, und alle Reisenden, deren Gesichter sämtlich vor Freude strahlten, ließen sich schnell noch einigen Proviant für den Rest der Reise einpacken.

Man wartete nur noch auf Fettfugel, die denn auch endlich erschien.

Etwas verwirrt und beschämt giug sie zögernd auf ihre Reisegefährten los, welche sich sämtlich wegwandten, als ob sie sie gar nicht bemerkt hätten. Der Graf bot mit würdiger Miene seine Frau den Arm, um sie von dieser unreinen Berührung fernzuhalten. Verblüfft blieb die fette Dirne stehen; schließlich faßte sie Muth und grüßte die Frau des Fabrikbesizers mit einem bescheiden gemurmelt: „Guten Tag, Madame.“ Die andere nickte nur verächtlich mit dem Kopfe, wobei sie ihr einen entwürdigenden Blick zuwarf. Jedermann schien mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, und man hielt sich von ihr fern, gerade als ob sie in ihren Kleidern das Gift einer ansteckenden Krankheit trüge. Hierauf eilte man nach dem Wagen, wo sie ganz allein zuletzt anlangte und schweigend denselben Platz einnahm, auf welchem sie während des ersten Theils der Fahrt geessen hatte.

Man schien sie weder zu sehen, noch zu kennen; aber Frau Loiseau, welche sie von weitem mit verächtlichen Blicken betrachtete, sagte leise zu ihrem Manne:

„Gott sei Dank, daß ich nicht neben ihr sitze.“

Jetzt spürte man einen Ruck im Wagen; die Fahrt begann. Anfangs wurde kein Wort gesprochen, und Fettfugel wagte die Augen garnicht aufzuschlagen. Einerseits empfand sie einen bitteren Unwillen gegen alle ihre Nachbarn, andererseits fühlte sie sich erniedrigt, insofern sie nachgiebig gewesen und jetzt von den Rüssen jenes Preußen besudelt war, dessen Armen man sie erst durch allerlei Ränke überliefert hatte.

Bald aber brach die Gräfin dies peinliche Schweigen, indem sie sich an Frau Carré-Lamadon wandte und dieselbe frug:

„Sie kennen doch, glaube ich, Frau von Etrelles?“

„Jawohl, sie zählt zu meinen Freundinnen.“

„Es ist doch eine reizende Frau, nicht wahr?“

„Entzückend! Eine wahre Musterdame, übrigens hochgebildet und Künstlerin durch und durch; sie singt bezaubernd und ihre Zeichnungen sind jedes Meisters würdig.“

Der Fabrikbesitzer plauderte mit dem Grafen, und mitten in dem klirrenden Lärm der Fensterscheiben hörte man zumeilen ein Wort:

Coupon — Wechsel — Prima — Sicht.“

Loiseau, welcher aus dem Wirthshause das alte Spiel Karten hatte mitgehen heißen, das bereits fünf Jahre in Gebrauch und infolge dessen ganz fettig war, begann mit seiner Frau eine Partie Mariage.

Die frommen Schwestern nahmen den Rosenkranz aus ihrem Gürtel, bekreuzten sich zusammen, und plötzlich begannen ihre Lippen lebhaft zu wackeln, ein Dremus nach dem andern ableiernd, und von Zeit zu Zeit lästeten sie eine Medaille, bekreuzten sich von neuem und begannen hierauf wieder ihr häßiges unterbrochenes Gemurmel. Cormudet saß unbeweglich und sinnend da.

Nachdem man drei Stunden gefahren war, raffte Loiseau seine Karten zusammen und sagte:

„Jetzt bekomme ich aber Appetit.“

Da zog seine Frau ein zusammengeschnürtes Packet hervor, aus welchem sie ein Stück kalten Kalbsbraten

nahm. Sie zerschnitt dasselbe sauber in dünne Scheiben und beide begannen zu essen.

„Wir möchten dasselbe thun,“ sagte die Gräfin.

Man willigte ein, und so packte sie den Proviant für sich und ihren Mann und das Fabrikbesitzer-Ehepaar aus. Es war eines jener langen Gefäße, dessen Dedel mit einem Hasen aus Streingut verziert ist, um anzudeuten, daß das Gefäß für eine Hasenpastete bestimmt ist, eine ledere Fleischspeise, bedeckt mit einer weißen Fettschicht und mit andern feingehackten Fleischsorten durchmisch.

Die beiden frommen Schwestern enthüllten ein Stück Knoblauchwurst, und Cormudet, mit beiden Händen zu gleicher Zeit in die weiten Taschen seines Sackpaletots fahrend, zog aus der einen vier hart gesottene Eier und aus der andern ein Stück Brot hervor. Er löste die Schale los, warf dieselbe vor sich auf den Boden und begann hiernach in die Eier einzubeißen, wobei verschiedene Broden Dotter auf seinen großen Bart herabfielen und darin wie Sternlein erschienen.

Fettfugel hatte in der Eile an nichts denken können und schaute verzweifelt, vor Wut fast erstickend, allen den Leuten zu, welche ruhig speisten. Zuerst ergriff sie eine solche Aufregung, daß sie jenen beinahe mit einer Flut von Schmähungen ihr Unrecht ins Gesicht geschrien hätte; allein sie konnte nicht sprechen, die Aufregung lähmte ihr die Zunge.

Niemand blickte sie an, niemand dachte an sie. Sie fühlte sich jetzt wie ertränkt in der Verachtung dieser ehrenhaft sein wollenden Hallunken, welche sie erst geopfert und dann wie einen unjaubern unnützen Gegenstand bei Seite geworfen hatten. Hierauf dachte sie an ihren großen Korb, welcher mit allerhand Lederbissen gefüllt gewesen war und den jene, vom Hunger gepeinigt, geleert hatten, an ihre beiden Brathühner, an ihre Pasteten, Birnen und die vier Flaschen Bordeaux; darüber steigerte sich ihre Entrüstung bis zum Weinen. Sie gab sich zwar alle Mühe, ihr Schluchzen zu unterdrücken, allein schon wurden ihre Augenwimpern feucht, und bald rollten zwei dicke Thränen langsam über ihre Wangen herab. Andere folgten ihnen schneller, herabfließend wie die von einem Felten rieselnden Wassertropfen und in regelmäßigen Zwischenräumen auf ihren schwellenden Busen träufelnd. Dabei blieb sie mit festen Blicken und ernsten bleichen Zügen aufrecht sitzen, in der Hoffnung, man werde sie nicht bemerken.

Allein der Gräfin war es nicht entgangen, und sie setzte durch einen Wink ihren Mann in Kenntnis. Dieser zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen: „Nun, das ist nicht meine Schuld.“ Frau Loiseau zeigte ein verstoßenes triumphierendes Lächeln und murmelte:

„Aha, sie weint über ihre Schande.“

Die beiden frommen Schwestern hatten den Rest ihrer Wurst in ein Papier gewickelt und wieder angefangen zu beten. Cormudet, welcher seine Eier verdaute, streckte seine langen Beine auf die gegenüber befindliche Bank, lehnte sich mit gekreuzten Armen zurück, lächelte wie ein Mann, der einen guten Witz gefunden hat, und begann die Marcellaise zu pfeifen.

Aller Gesichter verfinsterten sich dabei; diese Volksmelodie schien seinen Nachbarn sicher nicht zu gefallen.

Sie wurden nervös und ärgerlich, gleich als wollten sie heulen wie Hunde, die Ruffil hören. Er bemerkte dies zwar, ließ sich aber durchaus nicht stören und trällerte zuweilen sogar die Worte vor sich hin:

Amour sacré de la patrie!

Die Fahrt giug jetzt schneller, da der Schnee fester war; und bis nach Dieppe, während der langen Stunden der Reise, auf den holprigen Stellen des Weges, während der hereinbrechenden Nacht und schließlich trotz der tiefen Finsterniß im Wagen fuhr Cormudet hartnäckig fort, in einformiger Weise seine Rächermelodie zu singen, die ermüdeten und verzweifelten Gefährten zwingend, dem Gesange von Anfang bis zu Ende zu folgen und sich jedes Wort desselben ins Gedächtniß einzuprägen.

Fettfugel aber weinte immer noch, und zuweilen, wenn der Sänger zwischen zwei Strophen eine Pause machte, hörte man in der Finsterniß einen schluchzenden Ton, den die Dirne nicht hatte unterdrücken können.

Der russische Markt.

Eine weltwirtschaftliche Umschau.

III.

Von 1873 bis 1875 bemühte sich unsere kleine Reformerguppe, aus dem freihändlerisch-desorganisirten Wirthschaftssystem heraus zu kommen durch eine Politik, die ich später im Wiener „Waterland“ als jene des „sozialen Schutzzolles“ und schon im „Emanzipationskampf“ als die des „sozialen Königthums“ bezeichnet habe, bestimmt, das nationale Einkommen von Kapital und Arbeit gleichmäßig zu heben. Dagegen war die Strömung siegreich, welche auf Hebung aller Renten durch den allgemeinen Schutzzoll hinauslief. Da sich die Arbeiter eine solche Politik nicht freiwillig hätten gefallen lassen, mußten sie ihrer Freiheiten durch das Sozialistengesetz beraubt werden. Nun war ihre Koalitions-

freiheit gelähmt und sie waren es im Kampfe um den „mit der nationalen Produktivität mitsteigenden Lohn.“

Als Fürst Bismarck schon den Boden unter sich wanken fühlte, ließ er durch Herrn von Poschinger Dokumente über seine Sozialpolitik veröffentlichen. Schon was darin gedruckt ist, zeigt sich bezüglich der Arbeiter als eine demagogische. Vom Waldenburger Strife an wird mit ihren Wünschen kokettiert. Nachdem sie 1866 und 70/71 ihre Schuldigkeit gethan und neue Kriege nicht in Aussicht standen, schlägt der Ton um und verstummt endlich. Allein die Kollektion ist unvollständig. Namentlich fehlt die Episode, welche durch Geheimrath Wagener's Sendung zum Katheder-Sozialistenkongress in Eisenach bezeichnet ist, wohin ich diesen begleitete; es fehlt Wagener's Bericht. Wagener war gegen die kriminelle Bestrafung des Kontraktbruches, wenn sie gegen Arbeiter allein Anwendung finden sollte. Landrath Tiedemann aus Metmann sprach dort dafür, „man müsse die Arbeiter die Macht des Staates wieder fühlen machen, und der Staat habe sich nicht um den Inhalt eines Arbeitskontraktes zu kümmern, sondern nur seine Erfüllung zu erzwingen.“ Diese, mit dem deutsch-christlichen Recht des Mittelalters im schroffsten Widerspruch stehende Ansicht gewann des Fürsten Bismarck Beifall, Wagener's Ungnade war von da ab besiegelt und Tiedemann wurde in's Reichskanzleramt berufen. Alle Akten über diese Episode und andere ähnlich interessante fehlen in der tendenziösen Kompilation von Poschinger's.

Um die Wende der Jahre 1874/75 arbeitete ich einen Entwurf aus, den Robbertus mit Noten versah, der dann von Wagener zu einer Eingabe an den Fürsten Bismarck benutzt wurde. Hierin wurde empfohlen, den gesetzlichen Normalarbeitstag von zehn Stunden in Deutschland einzuführen und bei Abschluß von Handelsverträgen mit anderen Mächten, in erster Linie mit Frankreich und Belgien, diese Staaten zu veranlassen, dieselbe Verpflichtung einzugehen, somit die Handelsverträge in Handels- und Produktionsverträge zu erweitern. In den Akten, welche Herrn von Poschinger zugänglich waren, muß sich also aus jener Periode schon ein Dokument finden, welches den Grundgedanken der weltgeschichtlichen Proklamation Kaiser Wilhelm's II., durch die er eine internationale soziale Konferenz in Berlin einleitete, daß die Interessen der Arbeiter durch internationale Verträge zu sichern seien, enthält.

Seit Ende des dreißigjährigen Krieges hat in Europa eine rein materialistische Volkswirtschaftspolitik begonnen. Im Innern der Staaten werden die wirtschaftlichen Institutionen des Mittelalters zerbröckelt, welche „der Arbeit ihren vollen Ertrag sicherten“, die Geseze werden ignoriert oder aufgehoben, welche die Unproduktivität des Kapitals sicherstellen sollen, und Einrichtungen geschaffen, die den Zweck haben, die Produktivität des Kapitals zu schaffen und zu mehren. Die Staatsverträge sorgen dafür, Kriege, Handelskriege werden zu diesem Zwecke geführt. Die kapitalistischen Unternehmer agglomerieren viele Arbeiter in einzelnen Unternehmungen; dies ist die erste Veranlassung zur Entstehung jenes „Mehrwertes“, der uns die Plutokratie und ihr natürliches Korrelat, die Sozialdemokratie geschaffen hat, während der klassische Entwidler der Mehrwertstheorie, Dr. Karl Marx, dem Mittelalter nachrähmt, daß — bezüglich der Gewerbe — das auch damals vorhandene (Kaufmanns-) Kapital keine Arbeit kaufen konnte.

Eine große, große Revolution das, eine blutige auch, welche dem Interesse des Kapitals über die Arbeit zum Siege verhalf! Auch ein großer Monarch, auch ein Wilhelm, bezeichnet mit seinem Namen den Sieg dieses Prinzipis, es ist der Dranier, der die nichtkapitalistische Dynastie der Stuarts stürzt, die Allianz des holländischen und englischen Kapitals herstellt und als ihr Monument die noch heute bestehende Bank von England gründet.

Endlich bringen auch die Unternehmer in den Konferenzsaal der Diplomaten: der Teppichfabrikant Cobden schließt 1860 mit Napoleon III. den Freihandelsvertrag, den Bismarck ein paar Jahre darauf zur prinzipiellen Grundlage seines Vertrages mit Napoleon III. machte.

Von diesem Wege weicht Bismarck 1877/78 nur in so weit ab, als er wieder durch Schutzoll das nationale deutsche Kapital auf Kosten dessen der übrigen Welt zu heben sucht; rein kapitalistisch ist auch diese Politik, von den Interessen der Arbeiter ist keine Rede; sie werden sogar noch durch Freiheitsbeschränkungen und Lebensmittelzölle geschädigt.

Da tritt ein anderer Wilhelm, der Zweite von Deutschland, auf und inauguriert die Politik der Vertretung von Kapital und Arbeit bei internationalen Verhandlungen; er beugt neben die Kapitalisten Arbeiter in seinen internationalen Kongress nach Berlin. Damit fängt eine neue Zeit an. Doch zurück zu 1877/78!

Das Beispiel, welches Fürst Bismarck den bestehenden Klassen der andere Länder gab, lag zu sehr in ihrem Interesse, um nicht von ihnen nachgeahmt zu werden. Damals wurde Bismarck für eine europäische Autorität gehalten, und man machte gern anderwärts nach, was er gethan hatte. Wenn dagegen Bismarck damals die Politik des „sozialen Schutzolles“ angenommen hätte, würden viele Staaten sich dem anstehenden Beispiele nicht haben entziehen können; die Sozialdemokratie in Europa würde jetzt ganz unbedeutend und — Fürst Bismarck auch noch deutscher Reichskanzler sein. „Es hat nicht sollen sein!“ Aber der letzte Ueberlebende des Kreises, woraus ihm jene Politik rechtzeitig empfohlen wurde, hat ein Recht, heute auf jene Vorgänge hinzuweisen, ohne

den Vorwurf der Nachsicht zu befürchten, da dies Bismarck jetzt nicht mehr schaden kann.

So sind wir nun in eine Auflösung der vor 1877 vertragsmäßig, ziemlich ungenirt durch niedrige Schutzölle, mit einander handelstreibenden zollfreien Staatenwelt hineingerathen, in der jeder Staat sich mit einer chinesischen Mauer umgibt, alle seine Waarenbedürfnisse selbst zu produzieren und womöglich davon noch an die Nachbarn zu verkaufen sucht. Schutzölle und Exportprämien bezeichnen dies System, das die Waarenproduktion über den Bedarf stimulirt hat.

Fürst Bismarck mußte sich 1877/78 sagen, daß das, was ihm recht, Anderen billig sein werde, daß wahr-scheinlich die anderen Staaten sein Beispiel befolgen würden. Wenn er nun fähig gewesen wäre, diesen Gedankenprozeß zu Ende zu denken, oder geduldig genug, einen unterrichteten Mann über dies Thema bis an's Ende anzuhören, so würde er zu der Anschauung gelangt sein, daß Deutschland in eine arge Lage kommen müsse, wenn die Nachbarn sein Beispiel befolgten.

Deutschland befand sich damals schon in der Lage, in der sich England einige Decaden früher befunden hatte; es mußte alljährlich Lebensmittel einführen und um sie und die Kolonialwaaren bezahlen zu können, mußte es mehr Waaren aus- als einführen. Ein solches Land muß verständiger Weise im Allgemeinen freihändlerisch sein, und das ist England denn auch. Ein geringer Schutzoll gegen einige englische Konkurrenz-artikel war damit für Deutschland wohl verträglich, aber nicht der adoptirte, hohe, fast allgemeine Waarenschutzoll und nun gar der Getreide- und Fleischzoll, der nicht einmal als Schutzoll wirkte, da er den Getreidebau kaum förderte. Natürlich mußten diese letzteren Zölle die Vereinigten Staaten und Rußland, deren Einfuhr nach Deutschland dadurch beschränkt wurde, zu Re-pressalien reizen, und somit liegt in Bismarck's Schutzoll-politik seit 1878 eine direkte Veranlassung zur Mac Kinley-Bill und zu dem Prohibitivzoll, mit dem sich Rußland gegen uns abschließt.

Mit Ausnahme der Balkanstaaten und von Oesterreich durch seine ungarischen Länder befindet sich heute ganz Europa in derselben Lage, wie England schon seit dreißig bis fünfzig Jahren. Der ganze große westliche Theil von Europa produziert nicht Lebensmittel genug für den Bedarf seiner Bevölkerung, aber die meisten Staaten desselben produzieren Waaren im Ueberschusse, die sie, in ganz Amerika und Rußland namentlich, absetzen. Wenn sie diese Märkte definitiv verlieren sollten, wohin sollen sie ihre Waaren absetzen?

Man theilt Afrika und will sich dort einen neuen Waarenmarkt schaffen, einen Kolonialmarkt. Kolonien haben in der Vergangenheit, soweit Neger als Arbeiter verwendet wurden, durch Sklavenarbeit Produkte produziert, mit denen sie europäische Waaren bezahlten. Jetzt soll nun die Sklaverei in Afrika durch internationale, vertrags-mäßige Aktion unterdrückt werden. Womit also sollen die Neger unsere Waaren zahlen, da sie freiwillig nicht arbeiten? Welche Bedürfnisse nach Waaren haben sie übrigens, in einem Klima, in dem ein Hemde und allen-falls noch eine Badehose als Kleidung fast schon lästig sind? Meiner Ansicht nach werden die afrikanischen Kolonien, wenigstens so lange wir, die wir heute schon Männer sind, leben, unsere Zahlungsbilanz verschlechtern, ohne unsere Handelsbilanz auch nur im Verhältniß zu verbessern, das heißt, Afrika wird mehr kosten, als es einbringt.

Daß wir die Vereinigten Staaten nicht zwingen können, ihren Prohibitivzoll zu ermäßigen, wird zu-gesehen. Doch freut man sich, daß der auf Blaine's Einfluß zurückzuführende panamerikanische Kongress zu Washington anscheinend keinen Erfolg hatte. Nun, wie viele Jahre hat es gedauert, bevor der Zollverein erstens überhaupt einen Anfang nahm, endlich seine volle Aus-dehnung erlangte? In Amerika wird sich die Sache übrigens auf demselben „geschäftsmäßigen“ Wege machen, auf dem Texas einmal annekstirt wurde: Texas war tief verschuldet. Hundert Dollar texanische Staatsanleihe kosteten zehn Dollar baar. Da kauften die Abgeordneten und Staatsmänner des texanischen sowohl wie des Washingtoner Parlaments fleißig solche Fonds und als sie genug davon besaßen, votirten beide Parlamente die Einverleibung von Texas in die Vereinigten Staaten, worauf plötzlich ein Staatsschuldschein über hundert Dollars texanischer Anleihe auf über pari hinausschnellte, denn nun wurde sie von den Vereinigten Staaten liberrommen.

Der Krach in Argentinien bezeichnet den Anfang eines solchen Prozesses. Die Geldherrscher in Europa haben in London konferirt, auf welche Weise sie die argentinischen Finanzen „saniren“ könnten; und die Idee hat nahe gelegen, den argentinischen Republikern eine europäische Finanzkontrolle, wie sie die Türkei und Aegypten hat, anzubieten, und wenn sie sich weigern sollten diese anzunehmen, sie ihnen durch einen Koupou-trieg, wie ihn Aegypten auszuhalten hatte, und in dem Oesterreich und England die Exekutionstruppen für die Geldsäcken lieferten, aufzuzwingen. Allein die Kon-ferenzen in London scheiterten. Baron Hansemann und Graf Cahu d'Anvers verließen London unverrichteter Sache. Es stellte sich heraus, daß die Vereinigten Staaten eine bewaffnete Intervention europäischer Mächte zu Gunsten europäischer Geldfürsten nicht dulden würden, wie sie der mexikanischen Intervention Napoleon's III. zu Gunsten des Staatsgläubigers Jeder ein Ende gemacht hatten. Somit wird sich eine panamerikanische Zollunion

mit der Zeit zum Ausschluß europäischer Waaren schon bilden, und bereits schränkt die durch Uebererschuldung der Staaten geschwächte Kaufkraft Südamerikas unseren Handel dorthin von selbst ein. Handelsprofite sind dort vorläufig wenig zu machen und an den Schulden, welche südamerikanische Geschäftsleute und Staaten in Europa kontrahirt haben, werden die europäischen Gläubiger Ver-luste erleiden. Was also den Waarenexport von Europa nach Amerika, Nord und Süd, sowie nach Afrika an-belangt, so können wir einmal einen dicken Strich durch jene Seiten unseres Hauptbuches machen, wo Platz für Handelsprofite von dort her ist. Unser Handel mit China und Indien war und bleibt passiv. Australien schafft sich auch schon eine Industrie und kauft sonst von England. Es besagt nicht viel.

Bleibt Rußland! Welcher Markt jetzt schon und welcher in Zukunft! Und eine andere Seite an ihm: er ist uns verschlossen, aber Rußland ist angreifbar und kann von uns, was bei Amerika nicht der Fall ist, gezwungen werden, uns seine Märkte zu öffnen, aber nur solange, als es aus der europäischen Macht, die über Küsten an zwei Meeren mit Eisenbahnverbindungen zu denselben verfügt, sich nicht in eine Weltmacht mit Küsten an drei Meeren, die auch alle Eisenbahnen be-sitzen, entwickelt hat. Nach Bollendung der sibirischen Bahnen bis an's Stille Meer ist Rußland unbesiegbar. Wir müssen aber Rußland zwingen, nicht nur uns Waaren abzukaufen, sondern auch uns Lebensmittel zu verkaufen. Dies ist eine neue Seite und bei ihrer Ent-deckung habe ich ein wenig mitgewirkt.

Die Trusts in den „Vereinigten Staaten“.

Einen sehr interessanten Artikel über dieses Thema bringen die Conrad'schen „Jahrbücher“ aus der Feder eines amerikanischen Nationalökonomens. Wir haben bereits öfter das Thema berührt, so daß unsere Leser über das Allgemeine der Frage so ziemlich unterrichtet sein werden; wir beschränken uns daher darauf, einige der interessantesten Stellen, welche Thatfachenmaterial enthal-ten, herauszuheben.

— Die Tendenz der Trusts, arbeitssparend zu wirken und die Produktion zu konzentriren, zeigt klar die Thatfache, daß nach erfolgter Bildung des Trust zwölf Brennereien, welche mit vollem Betrieb arbeiteten, eben so viel produzierten, als achtzig Brennereien zu der Zeit, wo diese ihre Fabrikation wegen der Ueberproduktion einschränken mußten.

— Ein lehrreiches Beispiel für die Art, wie die Trusts sich durchsetzen, liefert die Standard Oil Co.

Zwischen der South Improvement Co. (ein ander-er Name für die St. O. Co.) und der Penn. R. R. wurde einmal ein Uebereinkommen dahin getroffen, daß erstere für jedes Barrel Del, das sie verlad, einen um 40 Cts. größeren Rabatt als alle ihre Konkurrenten zugewilligt erhielt für Verladungen von irgend einem bekannten Ort nach Cleveland oder Pittsburgh, und einen Rabatt von 1 Dollar für Verladungen an die Meeresküste, und zwar nach New-York, Philadelphia, Boston oder Baltimore. Noch drückender aber wirkte es, daß der gleiche Betrag der Standard Oil Co. seitens der Eisenbahn gezahlt wurde für alles von ihren Kon-kurrenten verfrachtete Del, gerade wie für ihre eigenen Verladungen. Nach den Aussagen mehrerer Zeu-gen und dem Ausweis der Kontrakte ergab sich auß-klarste, daß nicht in einem, sondern in zahlreichen Fällen die Standard Oil Co. bedeutende Rabatte bekommen hatte, sowohl auf ihre eigene Frachtzahlungen, als auf die anderer Verfrachter. In einigen Fällen wurde als Ur-sache der Besonderheit angegeben, die St. O. Co. handle als Agent bei der Vertheilung der Verladungen unter drei oder vier Eisenbahnen, welche übereingekommen waren, sämtliche Petroleumladungen aus den Delgegenden zur Meeresküste unter sich zu theilen. Wenn für irgend einen Monat die Berichte der Eisenbahnen ergaben, daß eine dieser letztern mehr Del zum Transport empfangen hatte, als das zugewilligte Prozentverhältniß ergab, so hätte die St. O. Co. so viel Del von den Linien dieser auf die der andern Gesellschaften innerhalb des Pool herüber zu leiten, daß dadurch die Zahlungen aus-gleichlich wurden. Für diesen Dienst als „Ewener“ (Aus-gleichler) — eine Leistung, welche die St. O. Co. bei ihrem ausgedehnten Geschäft thatsächlich ohne eigene Un-kosten verrichten konnte — erhielt sie diesen ungeheuren Rabatt. Ein anderer für jene ungleiche Behandlung an-geführter Grund war der, daß der St. O. Co. wegen ihres ausgedehnten Geschäftes niedrigere Sätze bewilligt werden konnten. In einem der Verträge wird ausdrück-lich gesagt, daß die der St. O. Co. bewilligten Rabatte jedem andern Verfrachter gleichfalls zugestanden werden sollten, welcher gleiche Frachtmengen liefern und An-lagen, Mittel und Erleichterungen zum Betrieb und zur Förderung des Petroleumhandels besitzen und anwenden würde, welche denjenigen gleichkämen, die von der Gesell-schaft besessen und angewandt werden.“ Es war natür-lich von vorn herein sicher, daß kein anderer Verfrachter über derartige Erleichterungen verfügen konnte.

Die Wirkungen dieser Rabatte liegen auf der Hand. Die Konkurrenten der St. O. Co. fallirten ent-weder, oder wurden von ihm dem siegreichen Riva-len zu niedrigeren Preisen ausgekauft. Ein Zeuge sagt aus, daß er für ein Etablissement, welches 85 000 Dollar gelostet hatte, 45 000 erhalten habe; daselbe sei seitdem von der St. O. Co. mit Erfolg betrieben, geradejo, wie von seinem frühern Besitzer vor

li
S
E
m
to
li
u.
zu
ar
ni
W
ei
ge
gl
zu
Se
W
hä
bel
er
un

fo
fia
me
es
Le
ge

ne
an
te
in
bei
Lu
gri
me
lor
W
un

Mi
den
bu
Br
lich
La
sen
non
nun
An
den
gon
10
ben
50.
34.
22.
22.
108.

der Abmachung der Co. mit den Eisenbahnen. Derselbe Zeuge liefert ferner eine Liste von 74 Delaffinerien im Staate Pennsylvania, welche von der St. O. Co. gekauft, gepachtet, oder zur Liquidation getrieben wurden. Die Eigentümer glaubten, daß sie durch unredliche Mittel ruiniert seien."

In einer amerikanischen Zeitung finden wir gleichzeitig eine Notiz, welche die Moral dieser Großkapitalisten noch schöner ins Licht setzt:

"Der mordbrennerische Schnapstruht ist endlich erwünscht worden. Er ward einen Mann an, welcher die Schufeld'sche Raffinerie in die Luft sprengen oder in Brand stecken und dafür 25,000 Dollar erhalten sollte. Diese Raffinerie gehört nämlich nicht zum Trust und ist ihm ein Dorn im Auge. Schon zweimal zuvor soll ein ähnliches Attentat geplant gewesen sein. Die Beweise im vorliegenden Falle scheinen komplett zu sein. Aber ob die Verschwörer auch wirklich ins Zuchthaus kommen werden, das ist eine ganz andere Frage. Wir erinnern an eine ähnliche Mordbrennerei der Standard Oil Compagnie in Buffalo, für die einige untergeordnete Beamte mit — Geldstrafen belegt wurden. Die armen Tschechen, die in Chicago lediglich in Besitz von Dynamit betroffen wurden, hat man lange Jahre ins Zuchthaus geschickt. Nun wollen wir einmal sehen, was mit den reichen „Anarchisten“ vom Schnapstruht geschieht."

Natürlich haben wir keine Ursache, über dieser „Amoral“ zu jammern; das ist aber einmal so; in Geldsachen giebt es keine Gemüthlichkeit; wenn wir Urtheile fällen, so können wir das nur insofern, als wir sagen, ob unsere Ziele gefördert werden oder nicht. Und daß diese rapide und skrupellose Kapitalkonzentration, trotzdem sie allerdings die Macht des Kapitals gegenüber dem Proletariat ungeheuer stärkt, doch die soziale Revolution außerordentlich erleichtert, ist klar.

Fortschritt der Technik und Kapitalkonzentration.

N. K. Welcher Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Handbutterfaß und einer Dampfmolkerei. Dort ein Holzfaß mit Deckel, darin ein Stod mit gelochter Scheibe, hier eine mit Dampf betriebene Maschinenanlage mit Vollmilchschäumer, Vordärmer mit Nährwerk, Separatoren, Pasteurisirer-Apparaten, Magermilchfäher, Rahmfäher, Buttermaschinen, Butterknetter, Käsewanne u. s. w. Das Bäuerlein, das eine derartige Anlage zum erstenmale sieht, mühte Mund und Ohren aufsperrten, an die Brust schlagen und gestehen: Herr da kann ich nicht mit, mit meinem Butterfaß. Bei mir muß die Magd eine Stunde lang buttern, dann habe ich etwa ein Pfund Butter, sie ist aber nicht rein, es steckt noch eine ganze Menge Kalken darin und der muß erst herausgelnert werden. Nun habe ich aber nicht alle mal die gleiche Menge Vollmilch, ich muß also ältere und jüngere zusammensparen. Natürlich wird da die Butter ungleich. Ich muß aber auch die Butter zusammensparen, die Butterfrau kommt nicht alle Tage. Auf diese Weise erhält die ältere Butter einen scharfen Geschmack, ich aber bekomme weniger Geld dafür. Gern würde ich mir so eine Maschine anrichten, aber ich hab kein Geld dazu und die andern Bauern haben auch keins.

In den letzten Jahren ist in Deutschland besonders in Norddeutschland die Milchaufbereitung sehr stark konzentriert worden, es hat eine Anzahl Unternehmer sogenannte Dampfmolkereien in Betrieb gesetzt, und es sind einige hundert Molkereigenossenschaften entstanden. Letztere sind entweder reine Molkereien oder Milchhandels-genossenschaften.

Nach Berlin werden jeden Tag ungefähr 1/2 Millionen Kilogramm Milch geliefert, das einmal mehr, das anderemal weniger. Diese Schwankungen haben die Unternehmer sehr schwer verwerthen läßt — größere Arbeitslöhne, höhere Mieten u. s. w., so sind sie auf einen Ausweg verfallen. Man suchte nach Orten, an welchen größeren Mengen Milch auf dem Transport zusammenkommen. Ein solcher Platz ist Angermünde. Hierher kommen auf der Reise nach Berlin täglich 30 000 Kilogr. Milch, von welchen in Berlin ungefähr 6000 Kilogr. unter Umständen keine Verwendung finden können.

Diesem Umstande verdankt die Milchhandels- und Molkereigenossenschaft Angermünde ihr Entstehen. Mit dem Ueberschuss wird spekuliert. Erstens nöthigt man durch das Zurückhalten den Berliner Händler nicht, die Preise zu drücken, zweitens erpart man 100 Mark täglich an Fracht und Spefen, und der Produzent kann jeden Tag das gleiche Quantum Milch an die Genossenschaft senden. Diese Genossenschaften sind also im Grunde genommen nichts, als Preis hinaufschrauber, sie bieten immer nur so viel an, als verlangt wird. Es liegt uns ein Ausweis der Angermünder Genossenschaft vor. Nach demselben wurde die Thätigkeit am 1. Oktober 1890 begonnen. Bis zum 1. Dezember wurde die Milch mit 10 Pf., von da ab mit 11 Pf. frei Angermünde abgegeben. Im ersten Vierteljahr wurden umgekehrt:

50,880 Liter Milch à 10 Pf. mit Zuschlag für Kühlen der Milch	= M.	5189.60
34,879 Liter Milch à 11 Pf. mit Zuschlag für Kühlen der Milch	= M.	3836.50
501 Liter pasteurisirter Milch à 13 Pf.	= M.	65.13
22,587 „ Milch wurden verarbeitet, daraus gewonnen u. verkauft 1432 Pf. Butter	= M.	1704.07
22 Kg. Rahm	= M.	17.00
22,231 „ Mager- u. Buttermilch	= M.	743.30
108,847 Liter Milch eingeliefert u. bezahlt mit	M.	11638.75

Der Liter Milch fand also eine Verwerthung von durchschnittlich 10,60 Pf., die Verwerthung durch Butter und Magermilch stellte sich aber auf 11 Pf.

Das waren die direkten Verläufe der Genossenschaft in einem Vierteljahr, nun haben aber Mitglieder der Vereinigung auch direkt Milch nach Berlin geliefert und zwar 961,968 Liter in derselben Zeit. Die Gesamtkosten der Führung des Unternehmens stellen sich dabei auf 1/4 Pf. für das Liter Milch. Der Preis stieg aber von 9 Pf. im Vorjahre bis 1. Januar 1881 auf 10 bis 10 1/4 Pf. ab Angermünde. Da die Fracht mit Einrechnung aller Spefen nahe an 2 Pf. beträgt, so beträgt der Preis frei Berlin 12 Pf. und für die von der Genossenschaft gelieferte Milch 13 Pf. — natürlich nur für den Händler.

Also auch die Landwirthschaft kann nur dann größere Profite erzielen, wenn sie intensiv, mit Maschinen-technik im Großen betrieben wird. Die Kapitalschwächer mühen auch hier zurückzubleiben, immer weitere Strecken des Grundbesitzes gehen in immer weniger Hände über, schließlich tritt der Kollektivbesitz an Stelle des Einzelbesitzes.

Aus dem freien Amerika.

In Iowa besteht noch die fromme Sitte „Verbrecher“ zur Strafe als Sklaven auf die Dauer ihrer Verurtheilung zu vermieten, ein schöner Beweis von der Freiheit, die der Bourgeois „meint.“ Einem amerikanischen Blatt entnehmen wir folgende grauenhafte Schilderung:

„Ein Bürger ist schuldig befunden, irgend eines Mannes Kuh, oder Börse mit 20 Dollar darin, gestohlen zu haben. Nun muß das Opfer vor den Auktionsstand marschiren und es wird gefragt: „Wie viel bietet man mir für die Knochen und Muskeln, den Schweiß und das Blut, die Nerven, den Körper und die Seele dieses Stücks Menschheit für die Zeit von drei Jahren, falls dieser Sklave nicht vorher getödtet wird? Und ein Eiszapfen-Schylod von einem Menschen, Kontraktor genannt, welcher im Handel mit Menschen mehr Geld zu verdienen hofft, als im Vieh- und Waarenhandel, kommt vorwärts und sagt: „Mr. Staat, ich will dir 45 Cents für ihn geben.“ Der Hammer des Auktionators fällt nieder. Der Handel ist abgeschlossen. Der Staat steckt 45 Cents in seinen Säckel, unbelümmert um das Schicksal des Sklaven, und geht ab, während Eiszapfen-Schylod den neugekauften Sklaven beim Kragen saßt und ihn in den Zwinger abführt, damit er hier mit anderen Sklaven, welche ihm vorangegangen sind, für den Käufer arbeite.

Der Unglückliche ist jetzt in eine Dienstbarkeit eingetreten, welche drei lange Jahre währt. Er hat für seinen Herrn 11 Stunden täglich während 311 Tagen aus 365 zu arbeiten. Die zwei Feiertage und 52 Sonntage, welche er frei hat, bringt er in seiner kleinen 3 Fuß breiten Zelle zu, und wenn er Geld hat, kann er sich etwas Extraes zu essen kaufen, wenn nicht, was meistens der Fall ist, dann nicht. Das gewöhnliche ungeschriebene Sklavengesetz giebt dem Sklaven nur einen Meßler, und auch die Bibel sagt: „Niemand kann zwei Herren dienen“, aber unter dem Code von Iowa hat der Sklave 4—5 Herren und Meßler: den Verwalter, Doktor, Kontraktor, Wächter und Vormann, welchen allen er unbedingt und ohne Widerrede zu gehorchen hat, denn wenn er nur im Geringsten ihre Befehle mißachtet, so wird er bestraft. Und wie bestraft! Der Sklave hat keine Wahl in der Art der Arbeit, welche er am besten und leichtesten zu thun glaubt, oder welche er, ohne Schaden zu leiden, verrichten kann. Er muß die Arbeit leisten, welche man von ihm verlangt, und sollte sie ihn in einer Stunde tödten.

Es giebt keine Ruhepausen für ihn von der Zeit an, wenn er des Morgens zu arbeiten beginnt bis in die Nacht hinein, wenn er aufhört. Nur 20 Minuten werden ihm zum Mittagessen erlaubt. Zudem er die Maschine bedient, kann er sich nicht schonen, und wo er nicht unter der Kontrolle der Maschine steht, steht er unter der Herrschaft der Vorleute und Wächter. Diesen Sklaven wird nicht erlaubt, mit einander zu sprechen; wodurch sie sich von allen übrigen Sklaven unterscheiden, die es in der Welt giebt; sie können nicht mit ihren Familien verkehren, nicht ihre Sonntage verleben, wie es ihnen beliebt. Nicht einmal die Galeerensklaven waren so unfrei und unglücklich wie sie.

Es ist ein tägliches Vorkommniß, daß Vormänner der verschiedenen Werkstätten mit Stücken Arbeit in die Deputy's Office laufen, um die Sträflinge wegen kleiner Fehler oder Puschereien an der Arbeit zu verklagen. Der Delinquent mag zum erstenmal mit einer Warnung davonkommen, aber niemals das zweitemal. Geheht, der Arme kann sich nicht helfen; gefehlt, er ist dumm von Natur, unbeholfen, ungeschickt, nicht an solche Arbeit gewöhnt — nützt Alles nichts, Andere thun die Arbeit, folglich muß er sie auch thun.

Ferner: der Vormann mag ihn aus irgend einer Ursache, mit oder ohne Grund, nicht leiden, wie es ja stets Menschen giebt, die einander nicht riechen können. Dann Wehe dem Sklaven!

Wenn es irgend einen harten Platz in der Werkstätte giebt, so bekommt er ihn, und dann folgen Strafen auf Strafen. Die Vorleute sind in der Regel die härtesten Sklaventreiber, weil sie ihren Herren, den Kontraktoren, beweisen wollen, daß sie wachsam, erfahren und geschickt in der Arbeitererpressung sind."

Diese Schilderung ist gewiß schrecklich und für jeden freieitlich empfindenden Menschen empörend. Aber — geht es denn dem „freien“ Arbeiter besser? Hat er

Ruhepausen, existiren nicht für ihn dieselben „Fabrikordnungen“, wird er nicht Sonntags sogar in die Arbeit gezwängt, während der Sklave sich wenigstens in seiner Zelle ausruhen kann, wäre er nicht manchmal überglücklich, wenn er bloß 11 Stunden den Tag zu arbeiten brauchte? Und endlich, hat nicht der Sklave wenigstens immer die Gewißheit, daß er so viel zu essen bekommt, wie er nöthig hat, um nicht krank und arbeitsunfähig zu werden, während der Arbeiter nicht weiß, ob er nicht morgen hungern muß?

Vom Reichstag.

70. Sitzung. (Fortsetzung der Beratungen über die Sonntagsruhe.)

Rede: Kunibert und Kunigunde, Kunigunde und Kunibert, Kunigunde und Kunibert, Kunibert und Kunigunde.

Nach § 105i sollen die Bestimmungen über die Sonntagsruhe auf Gast- und Schankwirtschaften, Musik- und Theateraufführungen u. dgl., sowie auf das Verkehrsgewerbe keine Anwendung finden.

Ein Antrag Auer will den Arbeitern in diesen Gewerben eine ununterbrochene Ruhezeit von 36 Stunden in der Woche gewähren, die in jeder vierten Woche auf einen Sonn- oder Feiertag fallen muß, ein Antrag Dr. Gussel'sch-Dähne den Arbeitern im Verkehrsgewerbe an jedem dritten Sonntag 36 Stunden Ruhezeit.

Abg. Stolte (Soz.) befürwortet den Antrag Auer. Die Kellner hätten dasselbe Recht wie andere Arbeiter auf gesetzlichen Schutz. In Berlin würden die Kellner kontraktlich zum Sonntagsdienst verpflichtet, obgleich sie von ihren Arbeitgebern keine Bezahlung erhielten, sondern darauf angewiesen seien, durch Zein- gelder sich ihren Tagelohn zu verdienen. Vielfach würden die Kellner als Dienstboten betrachtet. Selbst in der Reichstagswirthschaft würden die Kellner nicht einmal bezahlt, obgleich der Wirth sämtliche Stühle u. s. w. umsonst erhielt.

Abg. Debel (Soz.): Für das Schankgewerbe müßte ein ausreichender Schutz der Arbeiter gesichert werden, namentlich auch für das weibliche Personal. Hier wie im Verkehrsgewerbe sei die Arbeitszeit eine übermäßige. Da eine allgemeine Besserung dieser Verhältnisse auf keinen Fall vor Ablauf von Jahren eintreten werde, könnte der sozialdemokratische Antrag auch trotz der Erklärung des Ministers v. Berlepsch nicht zurückgezogen werden.

Minister Frh. v. Berlepsch erwidert, daß der Bundesrath schon jetzt in der Lage sei, einer zu langen Arbeitszeit am Sonntage auch in diesen Gewerben entgegenzutreten. (Thats aber nicht.) Es liege kein Anlaß vor, der Spezialgesetzgebung vorzugreifen.

Abg. Müller (nl.) ist ebenfalls der Ansicht, daß die Anträge Auer und Gussel'sch unzulässig seien. (Natürlich.)

Abg. Volkstath (dr.) hebt die überlange Arbeitszeit der Pferdebahnbeamten sowohl in Berlin, wie in Breslau hervor. Von Morgens 5 bis Nachts 12, 1 Uhr müßten die Angeestellten in Breslau im Dienst anhalten und dürften nicht einmal einen Augenblick im Wagen Platz nehmen. Man könne auch ohne jede Störung des Pferdebahnbetriebes durch einfache Einstellung von mehr Personal den Angeestellten eine Sonntagsruhe verschaffen. Die meisten Pferdebahngesellschaften seien finanziell dazu sehr wohl im Stande, die wenigen, die schlecht daran wären, seien verfehlte Spekulationen und müßten den Schaden tragen.

Abg. v. Bollmar (Soz.) bewängelt gleichfalls das unangebrachte Sparsystem der Verkehrsgesellschaften, dem das Haus durch Annahme des Antrages Auer ein Ende machen möge. Bei den Eisenbahnen, besonders in Sachsen, hingen die Unfälle nicht zum geringsten Theil von dieser zu großen Sparjamkeit ab.

Abg. Schmidt (Ebersfeld, dr.) hat die Erfindung gemacht, daß der Arbeiter sich kein Verdienst der Sozialdemokratie sei. — Der allerdings nicht.

71. Sitzung. Fortsetzung der Arbeiterschutzesdebatte. § 107 (endlich) ist die Sonntagsruhe abgethan. (Gott sei Dank) gestattet, die Beschäftigung minderjähriger Personen nur, wenn sie mit einem Arbeitsbuche versehen sind, welches bei der Lösung des Arbeitsverhältnisses auf Verlangen ihrem Vater oder Vormund auszuhändigen ist. (Das gehört nämlich auch zum Arbeiterschutze, daß man ökonomisch selbständige Menschen künstlich unter der elterlichen Handlung festhält; eigentlich sollte der Abschaffung: Arbeiterführerlegen.)

Ein Antrag Dr. Gussel'sch (dr.) — Dähne (Volkst.) will das Arbeitsbuch nur für Personen unter 18 Jahren, ein sozialdemokratischer Antrag Auer nur Personen unter 16 Jahren vorschreiben.

Abg. Dr. Hirsch meint sehr charakteristisch, daß die Arbeitgeber die Bestimmung gern fallen ließen, aus Faulheit, da sie ihnen zu viel Schreibereien beträufelte.

Abg. Winter (nl.) tritt dem Verfall des Familienlebens in den industriellen Gegenden entgegen. (Kunibert.)

Abg. Frh. v. Stamm (Rp.) tritt für die Kommissionsfassung ein. Die Arbeiter müßten bevorzundet werden, solange sie noch minderjährig seien (nächter auch, denkt er bei sich), es handelte sich hier nicht um den Schutz unreifer Arbeiter, sondern um den Schutz der Eltern gegen den Reichthum ihrer Kinder. (Kunibert.)

Abg. Wurm (Soz.) sieht in dem Arbeitsbuche nur ein Bestzeug, welches die Arbeiter willenlos und den Interessen der Unternehmer dienbar mache. Es sei nichts, als der Ersatz für den Passzwang. Dieser Paragraph sei wieder nichts anderes, als eine Ausnahmestimmung gegen die Arbeiter.

Geheimrath Dr. König: Ertliche Autorität. (Kunibert.)

Abg. Dr. Hartmann bringt den ersten originellen Gedanken in die Debatte, der weder Kunibert, noch Kunigunde ist: in den wohlhabenden Ständen seien die jungen Leute auch bis zum 21. Jahre vollkommen abhängig von ihren Eltern, hier ist also doch nicht von einer Ausnahmestimmung gegen die Arbeiter die Rede. (Dann soll er nur dafür sorgen, daß die Arbeiter ihren Kindern einen monatlichen Bescheil schicken können, wie es die „wohlhabenden Stände“ pflegen, dann sind wir auch zufrieden.)

Abg. Böllner (dr.): Kunigunde; er widerlegt die Anschauung, daß die Arbeitsbücher eine Abhilfe gegen das Schwindeln der elterlichen Autorität sein werden.

Abg. Grillenberg (Soz.): Deshalb mache man nicht ein Gesetz, daß die Leutenants, die zu 17, 18 Jahren schon Lohn erhielten, ihren Lohn an den Herrn Papa abzuliefern haben? Die Bestimmung des Paragraphen sei nichts als eine wirtschaftliche Beschränkung der jugendlichen Arbeiter.

Die Diskussion wird geschlossen und § 107 unter Ablehnung der Anträge Auer und Dr. Gussel'sch gegen die Stimmen der Freisinnigen und Sozialdemokraten angenommen.

Die folgenden §§ 108 bis 112 (nähere Bestimmungen über die Arbeitsbücher) werden ohne Debatte angenommen.

§ 113 bestimmt, daß die Arbeiter beim Abgang ein Zeugniß über Art und Dauer ihrer Beschäftigung, auch über ihre Führung und Leistungen fordern dürfen. Den Arbeitgebern ist unterlagt, die Zeugnisse mit Merkmalen zu versehen, „welche den Zweck haben“, den Arbeiter in einer aus dem Wortlaut des Zeugnisses nicht ersichtlichen Weise zu kennzeichnen.

Ein Antrag Auer will auch Merkmale verbieten, wenn sie „geeignet“ sind, den Arbeiter ungenügend zu kennzeichnen.

Abg. Rolfsenburt (Soz.) hält die im Paragraphen vorgezeichneten Zeugnisse überhaupt für durchaus überflüssig, da eine wirkliche Befähigung des Arbeiters dadurch doch nicht nachgewiesen sei.

Es würde aber außerdem damit ein großer Mißbrauch getrieben, indem man durch nicht ersichtliche Merkmale die Zeugnisse zu Verurtheilungen benutzte. Man müßte wenigstens die Grenzen so eng wie möglich ziehen, um diesem Mißbrauch durch die Unternehmerkoalitionen entgegenzutreten.

Abg. Schr. v. Stumm (Rp.) hält die Kommissionsfassung für genügend, um einen Mißbrauch zu verhindern. (Ueberhaupt Mißbrauch! Fällt gar keinen Menschen ein! Abg. v. Stumm schlägt an seine Männerbrust. Nun, man müge doch die ehrliche Unternehmerschaft nicht noch länger durch ein derartiges Mißtrauen kränken. Man traue doch ihrem ehrlichen Gesicht!)

Abg. Wollenbuhr erwidert, die Arbeitgeberverbände würden von den Verurtheilungen nicht lassen. Der Hamburger Arbeitgeberverband z. B. verstoße sogar in seinen Statuten direkt gegen das jetzige Vereinsgesetz, ohne daß ein Staatsanwalt einschreite.

Abg. Grillenberger (Soz.) behauptet, daß die Eintragung von Merkmalen in Zeugnisse schon jetzt einen enormen Umfang angenommen habe. Viele Arbeiterführer seien geradezu vogelfrei gemacht. Die Koalitionen der Arbeitgeber würden unbehelligt gelassen, aber gegen jede Koalition der Arbeiter trete sofort die Staatsanwaltschaft auf. Die Hamburger Regierung stelle in ihrer Parteimache für die Arbeitgeber beinahe Sachen in den Schatten.

Abg. Müller (nat.) tritt für den Hamburger Unternehmerverband ein, dessen Vorgehen nur ein Akt der Nothwehr sei. (Sonderbare Begriffe von Nothwehr. Ist das Nothwehr, wenn man einem die Pistole auf die Brust legt und ruft: la bourse ou la vie?) Kiedner befragte im Uebrigen die Kommissionsfassung, die genügende Gewähr gegen Mißbrauch des Arbeitsbuches biete.

Die Diskussion wird geschlossen und unter Ablehnung des Antrags Auer § 113 angenommen, ebenso ohne Debatte § 114 (Lohn- und Stempelfreie Bescheinigung der Behörde über Arbeitsbuch und Zeugnis).

72. Sitzung.

Die zweite Beratung des Arbeiterschutzes wird fortgesetzt bei den Bestimmungen über die Lohnzahlung.

§ 115 wendet sich gegen das Trucksystem. Er sieht die Baarzahlung der Löhne vor und verbietet den Arbeitgebern, ihren Arbeitern zu kreditiren, ferner Naturalleistungen zu höheren als den durchschnittlichen Selbstkostenpreisen, Wohnung und Landung über den üblichen Mieth- und Pachtpreisen zu berechnen. Die Auszahlung der Löhne darf ohne Genehmigung der unteren Verwaltungsbehörde nicht in Cassi- und Schantwirtschaften oder Verkaufsstellen erfolgen.

Ein Antrag Auer verbietet den Arbeitgebern auch den „Verkauf“ von Waaren an ihre Arbeiter, sieht zweiwöchentliche Lohnfristen und wöchentliche Abschlagszahlungen vor und verbietet die Lohnzahlung an Sonnabenden, Sonntagen oder Festtagen.

Abg. Grillenberger (Soz.) sieht in den Kommissionsbeschlüssen und noch mehr in dem Kompromißantrage eine sehr große Abmilderung des Verbots des Trucksystems. Der Antrag Auer sichere allein vor Umgehungen dieses Verbotes und beseitige die Kreditirung von Waaren. Der Antrag, die Vergabe von Rohstoffen an Arbeiter zu höheren Preisen zu gestatten, sei durchaus unannehmbar, denn dadurch werde die allerschlimmste Ausbeutung und Bewucherung der Arbeiter sanktionirt werden.

Abg. Dr. Gutfleisch (Df.) ist Optimist. Er meint, durch die Vorlage werde das Trucksystem vollständig beseitigt. Die Vorlage wird unter Ablehnung des Antrags Auer angenommen.

73. Sitzung. (Fortsetzung.)

§ 116, wonach nicht vorchriftsmäßig gezahlte Löhne in letzter Linie der Mißklasse, welcher der Arbeiter angehört, event. einer anderen Arbeiterklasse oder der Oeismarktkasse zufallen, wird angenommen.

Nach § 117 sind Verträge, welche dem § 115 (Verbot des Trucksystems) zuwiderlaufen, nichtig. Dasselbe gilt von Verabredungen zwischen den Gewerbetreibenden und ihren Arbeitern über die Verwendung des Verdienstes derselben zu einem anderen Zweck als zur Verrichtung an Einrichtungen zur Verbesserung der Lage der Arbeiter.

Ein Antrag Auer unterjagt auch Lohninbehaltungen für Wohlfahrtsvereine.

Abg. Bebel will durch diesen Antrag dem Arbeiter das Recht wahren, über seinen wohlverdienten Lohn vollständig frei zu verfügen. Die Heranziehung der Arbeiter zu sogenannten Wohlfahrtsvereinen sei nicht als ein Zwang und eine Bevormundung. Solche Einrichtungen seien meist nur dazu bestimmt, den Arbeiter an die Fabrik zu fesseln, und für die Unternehmer ein gutes Geschäft. Das zeigten die Zwangspartassen, die den aus der Arbeit entlassenen Arbeitern die Beiträge nicht zurückzahlten, das zeigten die Arbeiterhäuser, wo die Arbeiter, weil sie jeden Augenblick der Kündigung auf die Straße geworfen werden können, dem Unternehmer gegenüber vollkommen willenlos seien. Dieses Mittel sei bei den letzten Streiks auch von dem Hrn. v. Stumm und bei den Wahlen von Krupp und auch von der Kgl. Bergwerksverwaltung in Saarbrücken angewandt worden, um die Arbeiter ihrer politischen Rechte zu berauben.

Abg. Leuschner (Rp.) erklärt, die Bergwerksarbeiter wollten von den Sozialdemokraten nichts wissen, Leute mit gesundem Menschenverstand ließen sich von den sozialdemokratischen Agitatoren nicht das Fell über die Ohren ziehen. (Nügen sich das unsere Leser merken und von jetzt ab keine sozialdemokratischen Blätter mehr lesen, sondern bloß noch das Kreisblatt.)

§ 119a bestimmt, daß Lohninbehaltungen zur Sicherung gegen Schaden durch Kontraktbruch bei den einzelnen Lohnzahlungen ein Viertel des fälligen Lohnes, im Gesamtbetrag den Betrag eines durchschnittlichen Wochenlohnes nicht übersteigen dürfen, und sieht eine orisstatutarische Befreiung den Familien der Lohnzahlung (zwischen ein und vier Wochen) und eine regelmäßige Ritzwirkung der Eltern resp. des Vormunds bei Lösung der Minderjährigen vor.

Ein Antrag Auer will den ganzen Paragraphen streichen.

Abg. Bauer (Volksp.): Wenn man auf patriarchalische Zustände zurückgehen wolle, wer bürgte dafür, daß die Arbeitgeber auch das Zeug zum Patriarchen haben?

Abg. Rottenbuhr (Soz.) empfiehlt die Streichung des Paragraphen. Der Arbeiter brauche sich Abzüge von seinem Lohn nicht gefallen lassen. Durch eine solche Lohninbehaltung würde man Streiks nicht verhindern können. Man provozire aber dadurch gerade die Arbeitgeber, die Arbeiter um einen Wochenlohn zu betrügen, denn ein Mittel würde sich immer finden lassen, die Arbeiter zur Niederlegung ihrer Arbeit zu veranlassen.

74. Sitzung.

Die zweite Beratung des Arbeiterschutzes wird fortgesetzt mit der Abstimmung über § 119a (Verbot von Lohninbehaltungen).

Der § 119a wird unter Ablehnung der Anträge Auer und Fährle angenommen.

§ 119b bezieht die Bestimmungen über Verbote von Trucksystem und Lohninbehaltungen mit den dabei zugelassenen Ausnahmen auch auf die im fremden Auftrage arbeitenden Hand- und Industriellen aus. Ein Antrag Stadthagen (Soz.) verlangt das ausnahmslose Verbot der Lohninbehaltungen für diese Klasse von Arbeitern.

Abg. Stadthagen (Soz.) sieht in dem Paragraphen die Möglichkeit zur Bewucherung der Arbeiter. Die Arbeiterinnen würden durch solche Lohninbehaltungen zur Prostitution gezwungen. Durch die Lohninbehaltungen würden die Schwindler unter den Unternehmern in Schutz genommen gegen ihre Arbeiter, denen man in der barbarischsten Weise die Existenzmittel entziehe. Uebrigens seien auch Unternehmer oft kontraktbrüchig, das beweisen die Schienenartelle. Der Paragraph sei ein Sprung von den leidenschaftlichen Haß gegen die Arbeiter, nicht der Humanität, sondern einem rohen Kannibalismus.

§ 119b wird unter Ablehnung des Antrags Stadthagen angenommen.

§ 120 verpflichtet die Gewerbeunternehmer, ihren Arbeitern unter 18 Jahren die erforderliche Zeit zum Besuch von Fortbildungs- oder Haushaltungsschulen zu gewähren, und sieht eine eventuelle Verpflichtung männlicher Arbeiter unter 18 Jahren zum Besuch der Fortbildungsschule durch Orts- oder Kommunalstatute vor. Im Uebrigen enthält § 120 eine Begünstigung der Innungs- oder sonstigen Hoch- oder Fortbildungsschulen gegenüber den Gemeindefortbildungsschulen. Der Unterricht während des Sonntagsgottesdienstes ist unterjagt.

Ein Antrag Auer will die Bevorrugung der Innungs- und Fachschulen beseitigen, den Unterricht an Verlagen in die Arbeitszeit der jungen Leute legen und auch den Besuch der Fortbildungsschule durch die Arbeiterinnen durch Ortsstatut obligatorisch machen.

Abg. Dr. Schäfers (Df.) ist mit der Verlegung des Unterrichts der Fortbildungsschulen in die Arbeitszeit der jungen Arbeiter einverstanden, erklärt sich aber entschieden gegen den obligatorischen Besuch der Haushaltungsschulen für die weiblichen Arbeiter. Für diese sei die beste Schule das Haus und die beste Lehrerin die Mutter. In den Haushaltungsschulen könnten die jungen Mädchen leicht durch andere Schülerinnen verborben werden. (Die Haushaltungsschulen helfen ja natürlich doch nichts; der Umstand, daß sie nötig werden, beweist eben, daß die alte Form des Haushalts vernichtet wird. Interessant ist aber die plüsch-bourgeoise Geistreichigkeit des Redners: „Die beste Lehrerin ist die Mutter“ — weil aber die Mutter den ganzen Tag in der Fabrik arbeitet, kann sie ja eben ihrer Tochter nicht das Kochen lehren! Und „in den Haushaltungsschulen können die Schülerinnen verborben werden“; wenn sie die Fabrikarbeit ohne Schaden für die Unschuld ertragen müssen, so könnten sie das doch auch!)

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maß,

empfehle wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.

Bitte genau auf die Firma zu achten.

Albert Auerbach,

Berlin S., Pottbusser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager für Herren, Damen und Kinder. Reelle Bedienung. — Beste Preise.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal.

Vorzügliche Speisen und Getränke in großer Auswahl.

Bereitszimmer steht zur Verfügung.

Carl Pfister, Eisenbahnstr. 35.

Allen Parteigenossen empfehle mein

Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal Potsdamer Bier.

August Insinger

Krautstr. 48.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wutke,

Friedrichsbergstr. 24 pt.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von

J. Meyer

Berlin SO., Wienerstraße 1,

(in der Ecke bei der Manteuffelstraße).

Bekannteste Preise. Auch Versandt.

Pünktlich und gut.

Bernsprecher, Amt IX, 9482.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Darüber Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Versicherung. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Pottbusser Damm 14, früher Ritterstr. 16.

Probennummern gratis und franko.

Zentral-Organ

der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Vorwärts

Berliner Volksblatt.

Erscheint täglich außer Montags.

Eingetragen in der Postzeitungs-Preisliste für 1891 unter Nr. 6169.

Abonnements werden angenommen zum Preise von **1,10 Mk.** bei jeder Postanstalt für den Monat **März.**

Expedition: Berlin SW., Beuthstraße 3.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 2. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Bersammlung

am Montag, den 2. März, Abends 8^{1/2} Uhr, im großen Saal bei Schneegelsberg, Hasenheide 21.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Herrn Regierungsbauinspektor Rehter. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragen. Um recht rege Theilnehmung ersucht Der Vorstand.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 4. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Große Bersammlung

am Mittwoch, den 4. März, Abends 8 Uhr, im Lokal Süd-Ost, Waldemarstraße 75.

Tagesordnung: 1. Vortrag über Rußland und die Reichslisten, Referent R. Baginski. 2. Diskussion. 3. Vereinsangelegenheiten. 4. Verschiedenes und Fragekasten. Der Vorstand.

Die Zahlstellen befinden sich im Süd-Osten bei Gottfr. Schuy, Pottbusserplatz, 7. Jubel, Raunaystr. 88 part., Karl Scholz, Wrangelstr. 32 v. part., Bruno Stadernad, Wrangelstr. 85 im Zigarrengeschäft. Im Osten bei G. Tempel, Breslauerstr. 27, Restaurant O. Heindorf, Langesstraße 70 part., Loc. Restaurant, Friedrichsbergstr. 11. Dasselbst werden Mitglieder aufgenommen.

Genossen empfehle mein Hutgeschäft. Arbeit nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Hutmacher angenommen haben. Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

Adolph Kehr.

Lassalle- und Marx-Büsten mit und ohne Sockel, sowie **Sidde** in verschiedenen Sorten empfiehlt

H. Mayer, Köpenickerstr. 26a.

Für Parteigenossen.

In Langenbielau (Schlesien) ist wegen Krankheit des Besitzers eine **Buchdruckerei** mit dem Verlage des Parteiblattes „Proletarier aus dem Eulengebirge“ sofort billig zu verkaufen. Gegenwärtige Auflage 1500 Exemplare Abonnentenstand fortwährend zunehmend.

Respektanten wollen sich an Unterzeichneten wenden.

G. Neuemann, Langenbielau i. Schl.

Wer sparen will, bestelle Käse.

Holl. Holl. Käse à Centner 24.-

Holl. Limburger Käse à Centner ... 23.-

Holl. Edamer Käse à Centner 30.-

ab hier gegen Nachnahme empfanglich

Julius Werner, Krammstr. 1. B.

10 Pfund-Probepostcard à 3.40 und à 3.30 und à 4.- portofrei.

Empfehle den Genossen meine

Glaserei u. Bildereintrahmung. Bilder und Portraits

in allen Größen.

Besonders empfehlenswert:

Die Arbeiter-Bewegung im Jahre 1890.

Bestellungen wegen zu weiter Entfernung brieflich. Aufträge werden prompt ausgeführt.

Bestellungen nach Auswärts werden schnellstens ausgeführt.

Karl Scholz,

Wrangel-Strasse 32 part.

Buchdruckerei.

Ein Fachmann, welcher im Stande ist, selbstständig eine eigene Druckerei in einer kleineren Stadt Mitteldeutschlands zu etabliren, kann sofort den Druck einer seit Jahresfrist bereits erscheinenden sozialdemokratischen Zeitung (3 Mal wöchentlich, später täglich, gegenwärtige Auflage ca. 3500 Exemplare) übernehmen.

Parteigenossen erhalten den Vorzug. Offerten unter „Trotz alledem 100“ sind in der Expedition dieser Zeitung niederzulegen.